PASTOR BONUS

Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER

88. JAHRGANG **5. Heft** SEPTEMBER 1927

VERLAG DER PAULINUS-DRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Humanistisches Gymnasium und Theologiestudium / Professor Dr. Ketter, Trier 321

Priesternangel und Priesterberuf / Pfr. Dr. Schlich, Saarbrücken 337

Über Stigmatisation und ihre Erklärung / Pfr. a. D. Zimmer, Hamm 343

Die Verehrung des hl. Aloisius in Rheinland-Westfalen (1726 bis 1776) / Prorektor A. Schüller, Boppard 351

Die Abtreibung / Rechtsanwalt Dr. Lenz, Trier 364

Mitteilungen:

Der Geist des Faldaer Lehrplans / Prof. Dr. Weiler, Trier 371

Weiteres, neuerdings Erforschtes über die Elfenbeintafel im Domschatz zu Trier / Provikar Monsgr. P. Weber, Trier 374

Bücher-Besprechungen:

Neue Perikopenbücher: Ecker, Rösch, Buchwald, Otto / Ketter, Trier . . 377

Pastoral und Liturgik: Hofmann, Die Ehe — Schwarz, Ehe-Unterricht — Bürde, Muttersorgen — Rituale Romanum — Rituale Parvum — Brovia Collectio ex Rituali Romano — Aertnys, Compendium Liturgiae Sacrae — Preces ante et post Missam — Weiß, Vade mecum / van Acken, Trier 381

Aelred-K. Otten, Die M. Freundschaft — Heine, Briefe des hl. Franz von Sales — Bonen, Volksmeßbuch — Bihlmeyer, Meß- und Vesperbuch / Ketter, Trier 383

Neues Testament: Pauels, Untersuchungen zum Römerbrief — Rosenecke, Das letzte Kapitel des Römerbriefes — Stonner, Vom Sinn und Wert der Heiligen Schrift — v. Dobschütz, Die evangelische Theologie — Tillmann, Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes / Ketter, Trier 385

Kirchengeschichte: Franzenthies, Bischof von Ketteler — Schofer, Ein Vergißmeinnicht — Burger, Das Erzbistum Freiburg — Schofer, Aus jenen Zeiten — Rögele, Franz Josef Herr — Schofer, Mit der alten Fahne / Schuler, Trier 387

Pädagogik, Katechetik, Homiletik: Gatzweiler, Im Glaubenslicht — Die Erziehung des Jungen zur sittl. Reinheit — Die Erziehung des Mädchens zur sittl. Reinheit — Fräßle, Jugendsport im afrikan. Urwald / Weiler, Trier 389

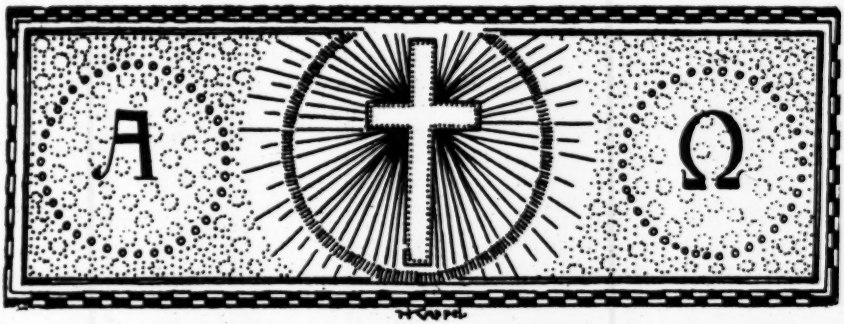
Aszetik: Rumiel, Jungmannen-Wort — Schneider, Laßt uns zum Kindlein eilen — Weiergans, Die Volksmission in der Diaspora — v. Brandt, Wie Konvertiten die Kirche erleben — Karg, Priester und Volk — Gerards, Herzens-Gebetbuch — Hepp, So liebt uns Gott — Grester, Marien-Betrachtungen / Scheid, Trier 390

Masenius-Weber, Exerzitien- und Missionsbüchlein / Barus, Trier . . . 392

Verschiedenes: 393

Eingesandte Schriften 398

Die Zeitschrift „Pastor bonus" erscheint jährlich zweimal. — Der Bezugspreis für den ganzen Jahrgang beträgt 5,— Goldmark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier (Postscheckkonto Köln Nr. 35 203 und Saarbrücken 4046) entgegen. Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert. — Alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften und Bücherzusendungen sind zu richten an die Schriftleitung des „Pastor bonus" in Trier (Bischöfliches Priesterseminar). — Den Versand und den Zahlungsverkehr, ebenso auch den Anzeigenteil, besorgt die Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier.



HUMANISTISCHES GYMNASIUM UND THEOLOGIESTUDIUM[1]

Von Prof. Dr. Ketter, Trier.

In den deutschen Diözesen gehören die Theologiestudierenden ohne Abiturientenexamen zu den seltenen Ausnahmen. Auch die verschiedenen Orden und religiösen Genossenschaften gehen mehr und mehr dazu über, von ihren Kandidaten das Reifezeugnis zu fordern oder ihnen Gelegenheit zu dessen Erlangung in den eigenen Schulen zu bieten. Solange das humanistische Bildungsideal dem deutschen Schulwesen den Charakter aufprägte und die meisten akademischen Berufe nur solche Anwärter zuließen, die auf einem humanistischen Gymnasium vorgebildet waren, bestand auch für den theologischen Nachwuchs in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit. Seitdem aber aus mannigfachen Gründen weite Kreise unseres Volkes nicht mehr auf dem humanistischen Gymnasium ihre Vorbildung für die akademischen Studien suchen und die Zahl dieser Lehranstalten immer kleiner wird im Verhältnis zu den anders gearteten höheren Schulen, droht dem Theologiestudium eine doppelte Gefahr, die zu ernster Sorge Anlaß gibt: Zunächst schwindet mit dem Rückgang der humanistischen Schulen jenes Bildungsideal, das am besten geeignet ist, gerade dem künftigen Theologen die notwendige Unterlage

[1] Dieser Aufsatz war bereits zum größten Teil geschrieben, als das letzte Heft von „Theologie und Glaube" unter der Gruppe „Kleine Beiträge" eine Anregung von Oberstudienrat Kneer, Lippstadt, brachte: „Ueber die humanistische Vorbildung der Theologen." Wir werden darauf zurückkommen; denn Kneer schlägt einen Weg vor, der am deutlichsten zeigt, wie brennend das Problem geworden ist. Die Schriftleitung macht dazu die Bemerkung: „Wir geben diesen Zeilen Raum, um damit eine überaus dringende und wichtige Frage zur Erörterung zu stellen." (Theol. und Glaube 19 [1927] 553). Der „Pastor bonus" möchte mit den folgenden Zeilen ebenfalls in die Behandlung des bedeutsamen Gegenstandes eintreten.

für sein Berufsstudium zu geben. Sodann vermindert sich die Zahl der Priesterberufe dadurch, daß auch die katholische Jugend in steigendem Maße jene Schulen besucht, an denen entweder gar kein Unterricht in alten Sprachen erteilt wird oder doch keine Gelegenheit zum Erlernen des Griechischen geboten ist. Nach der Neuordnung des höheren Schulwesens haben wir gegenwärtig vier verschiedene Schularten zur Heranbildung der männlichen Jugend: 1. das altsprachliche oder humanistische Gymnasium; 2. das neusprachliche oder Realgymnasium; 3. das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium oder die Oberrealschule; 4. das deutsche Gymnasium oder die deutsche Oberschule. Aus diesen vier Haupttypen formt sich eine recht große Mannigfaltigkeit von Systemen, indem der innere Ausbau sich verschieden gestaltet oder mehrere Typen vereinigt werden. Als besonders verhängnisvoll für das humanistische Gymnasium hat es sich mancherorts erwiesen, daß eine andersgerichtete Schule angegliedert wurde. Die Folge war, daß sich die Verhältnisse so verschoben, daß bald der humanistische Charakter der Anstalt zurücktrat, weil die Mehrheit der Schüler sich für die realen Fächer meldete. Die Statistik der letzten Jahre zeigt auch bei den katholischen Schülern sinkende Zahlen an den humanistischen, dagegen steigende an den anderen höheren Schulen.

An den höheren Lehranstalten Hessens betrug der Anteil der Katholiken an der Schülerzahl:[2]

	1911	1923	1924
Gymnasien u. Progymnasien	29,7%	38,2%	37,8%
Realgymnasien	17%	17,8%	17,9%
Oberrealschulen	22,7%	20,2%	20,6%
Realschulen	19,1%	31,5%	27,5%
Höhere Bürgerschulen	31%	34%	36,7%

An den höheren Knabenschulen Preußens stieg die Zahl der katholischen Schüler von 1915—1917 an den Gymnasien nur um 0,1%, an den Realgymnasien dagegen um 0,6%, an den Oberrealschulen um 0,4% und an den Realschulen um 0,6%. Die privaten Schulen humanistischen Charakters verloren sogar 3%, während die privaten Realschulen 0,8% gewannen. Bis 1921 war die Zahl der katholischen Schüler an den humanistischen Gymnasien im Verhältnis zu den Zahlen von 1917 um 0,4% gefallen, an den Realgymnasien aber weiter gestiegen, an den Oberrealschulen um 1,74%.[3]

Da nun etwa 90% der Theologiestudierenden bislang vom humanisti-

[2] Vgl. Kirchl. Handbuch XIV (1926/1927) 331.
[3] Ebda IX (1919/1920) 154 und XII (1924/25) 399.

schen Gymnasium kamen, ist leicht zu ermessen, wie verhängnisvoll sich diese bedauerliche Entwicklung auf den Priesternachwuchs auswirken muß. Warum ist die Entwicklung zu bedauern und wie läßt sich die Gefahr vermindern?

I.

Es wäre verkehrt, das Bildungsideal des humanistischen Gymnasiums als katholisches zu bezeichnen. In der Form, wie es bis in die jüngste Zeit bestand, geht es vielmehr auf den nichts weniger als kirchlich gerichteten Neuhumanismus zurück, der durch Wilhelm v. Humboldt und seine Schüler gepflegt wurde, nachdem der von Melanchthon für die protestantischen und vor allem von den Jesuiten für die katholischen höheren Schulen geschaffene Typ während des 18. Jahrhunderts stark verblaßt und das Studium der alten Sprachen zurückgetreten war. Das 19. Jahrhundert brachte zwar die höchste Blüte des Humanismus in geordnetem Gymnasialstudium; aber je größer die Fortschritte der empirischen Wissenschaft wurden, um so heftiger tobte der Kampf gegen das humanistische Monopol an den höheren Schulen, bis der kaiserliche Erlaß vom 26. November 1900 der realistischen Vorbildung gleiche Berechtigung zuerkannte. Die neuesten Bestimmungen über das höhere Schulwesen in Preußen von 1922 bis 1925 werden noch verhängnisvollere Folgen für das humanistische Gymnasium nach sich ziehen als jener kaiserliche Erlaß.

1.

Ähnlich wie damals erheben auch jetzt wieder weitschauende Männer ihre warnende Stimme gegen die einseitige Bevorzugung der Realbildung. Wären es nur Theologen oder Altphilologen, so wäre das weniger auffallend. Die Tatsache aber, daß gerade Mediziner und Naturwissenschaftler, also Vertreter der Fächer, in denen die empirische Forschung zum Wesen des wissenschaftlichen Arbeitens gehört, dem humanistischen Bildungsideal vor dem realistischen den Vorzug geben, läßt tiefere Zusammenhänge vermuten. Mehrere Abhandlungen in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" befassen sich mit der Frage nach dem Wert der humanistischen Vorbildung für den Ärztestand.[4] O. Körner hat sich der Mühe unterzogen, aus dem von Grote herausgegebenen Werk: „Medizin der Gegenwart in Einzeldarstellungen" die Urteile von 29 hervorragenden Lehrern der medizinischen Fächer über diese Frage

[4] O. Körner, Rostock, Die neuesten Urteile über den Wert der humanistischen Vorbildung für den Ärztestand. Münchener Medizinische Wochenschrift 70 (1923) 1487—88; Ebda 73 (1926) 1668—69. Prof. D. G. Hauser, Erlangen, Medizinstudium und Humanistisches Gymnasium. Ebda 73 (1926) 1807—08.

zu sammeln. Sie sind um so wertvoller, da es sich nicht um „Antworten auf die Suggestivfragen einer Sammelforschung, sondern um freiwillige Bekenntnisse von im Umgang mit der akademischen Jugend gereiften Männern" handelt. Einer von ihnen, der Amerikaner Hemmeter, spricht zwar nur allgemein von der Notwendigkeit umfassender Vorbildung und wendet sich entschieden gegen Ostwalds bekannte These, daß eine „mindeste Belastung des jungen Geistes mit überkommenem Wissen eine der günstigsten Bedingungen des Forschers ist". Hemmeter macht dazu eine Bemerkung, die denen zu denken geben müßte, welche bei jeder Schulreform in erster Linie auf Herabsetzung der Anforderungen an die Schüler bedacht sind. „Es ist der Pflege oder Züchtung hervorragender Menschen schlecht gedient, wenn man nachkommenden Generationen erzählt, daß eine mindeste Belastung mit überkommenem Wissen und frühzeitige Entziehung aus systematischen Lehrdisziplinen solcher Hochzucht günstig sei. Ja ich bin überzeugt, daß eine derartige Lehre geradezu katastrophal wirken könnte, besonders in der Jetztzeit, in der sich die Jugend hervortut durch Ignorierung, fast Verachtung der Erfahrungen vergangener Generationen."

2.

Von den übrigen 28 Medizinern verurteilen nur zwei das humanistische Gymnasium. Zwei weitere fordern wenigstens ausreichende Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache. Alle anderen legen mit Begeisterung eine Lanze für das humanistische Gymnasium ein und verlangen zum Teil nachdrücklichst eine vorwiegend humanistische Vorbildung für die Ärzte. Sie tun es zunächst wegen der Notwendigkeit klassischer Sprachkenntnisse für das Verständnis der medizinischen Fachausdrücke, die ja großenteils griechischer oder lateinischer Herkunft sind.

Der Psychiater Hoche gesteht: „Mir ist es immer als ein unwürdiger Vorgang erschienen, daß unsere medizinischen Studenten Tausende von Wörtern mechanisch auswendig lernen müssen, ohne Sinn und Entstehung aus eigenen Mitteln anschaulich machen zu können, so etwa wie wir jetzt den Namen des ägyptischen Königs Tutenchamun oder des Inders Rabindranath Tagore auswendig lernen."

Ein besonders beachtenswerter Zeuge ist der Ophthalmologe Peters, da er zuerst ein Realgymnasium absolvierte und dann noch ein humanistisches Gymnasium besucht hat. Er schreibt: „Ich befinde mich in erfreulicher Übereinstimmung mit anderen Kollegen, wenn ich darauf hinweise, daß der klinische Unterricht fortgesetzt auf Schwierigkeiten

stößt, wenn nicht einmal die Nomenklatur verstanden wird, ganz abgesehen davon, daß ein Studium der Geschichte der Medizin ohne Kenntnis der alten Sprachen einfach undenkbar ist."

Wilhelm Roux möge noch angeführt werden. Er hatte sich nämlich im Jahre 1900 für eine überwiegend realistische Vorbildung der Mediziner ausgesprochen, dabei aber eine Ergänzungsprüfung in den alten Sprachen gefordert. Heute denkt er anders; denn er schreibt: „Wenn ich geahnt hätte, daß diese so leicht zu erfüllenden Bedingungen, unter denen ich die Zulassung befürwortet habe, vernachlässigt würden, hätte ich mich nicht für die Zulassung ausgesprochen. Es macht große und fast vergebliche Mühe, die nicht etymologisch verstandenen Termini zu behalten und richtig zu verwerten."

Was im Vorstehenden zunächst aus rein praktischen Erwägungen und Erfahrungen heraus vom Nutzen gründlicher Beherrschung der klassischen Sprachen für das Medizinstudium gesagt ist, trifft meist wörtlich oder in erhöhtem Maße für das Theologiestudium zu. Zwar ist man heute auf den deutschen Universitäten ganz, in den Philosophisch-Theologischen Lehranstalten oder Seminaren fast ganz von der lateinischen Sprache in den Vorlesungen abgekommen, aber die Lehrbücher sind noch vielfach lateinisch, ganz abgesehen von den offiziellen lateinischen Texten des Missale und Rituale, des Breviers und Codex Jur. Can. Selbst die theologischen Lehrbücher in der Muttersprache werden allezeit eine große Zahl von lateinischen und griechischen termini technici enthalten, die sich nicht vollwertig und eindeutig verdeutschen lassen. So ist also zum vollen Verständnis fast aller theologischen Einzeldisziplinen die Kenntnis von Latein und Griechisch notwendig. Ein wissenschaftlicher Betrieb des Studiums der Hl. Schrift und der Patristik ist ohne klassische Sprachkenntnisse völlig ausgeschlossen. Trotz aller Systematik wird aber die Bibel als eine von den beiden Offenbarungsquellen das Buch des Priesters bleiben, solange die Kirche steht. In den Schriften der Väter und in den meist lateinischen Akten der Konzile fließt die Hauptader der zweiten Offenbarungsquelle, der Überlieferung.

Die unbedingte Notwendigkeit klassischer Sprachkenntnisse für den Theologen braucht daher nicht weiter bewiesen zu werden, und der eben erwähnte, rein praktische Gesichtspunkt wäre für sich allein genügend, um dem künftigen Theologen das Studium von Latein und Griechisch zur Pflicht zu machen. Es hieße jedoch die Sache einseitig utilitaristisch betrachten, wollte man die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für das Theologiestudium nur unter dem Gesichtspunkt der

Verwendbarkeit der alten Sprachen im Fachstudium und im späteren Beruf beurteilen.

Wilhelm Stockums, der als Leiter eines theologischen Konvikts mit diesen Fragen vertraut ist, gesteht: „Grundsätzlich wird nach wie vor daran festgehalten werden müssen, daß für das Studium der christlichen Philosophie und der Theologie die humanistische Vorbildung unstreitig vor der realen den Vorzug verdient. Ja, es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die Kenntnis der klassischen Sprachen, in erster Linie der lateinischen, für den Theologen nicht zu entbehren ist.“ [5] Angesichts der Tatsache, daß die katholische Schülerzahl an den lateinlosen Schulen wächst, haben nun vor allem die Religionslehrer der Oberrealschulen den Vorschlag gemacht, „bei den Abiturienten dieser Schulen, die sich der Theologie widmen wollen, auf Hebräisch und Griechisch gänzlich zu verzichten, dagegen auf die Aneignung von ausreichenden Lateinkenntnissen erhöhtes Gewicht zu legen.“ [6] Den Religionslehrern kann es nur hoch angerechnet werden, wenn sie dringend wünschen, unter ihren Schülern möglichst viele Theologenberufe zu wecken und die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Es fragt sich nur, wie es erreicht werden kann, ohne daß die Gesamthöhe der wissenschaftlichen Bildung des deutschen katholischen Klerus bedenklich herabgedrückt wird. Stockums nennt ihren Vorschlag unter den gegenwärtigen Verhältnissen radikal. Dann fährt er fort: Der Vorschlag „hat auch ohne Zweifel seine großen Bedenken, die besonders von seiten der alt- wie neutestamentlichen Exegese erhoben werden müssen; allein ob er so ganz von der Hand zu weisen sein wird, ist eine andere Frage, und ob nicht die leidige Notwendigkeit ungeachtet aller Bedenken einfach dazu zwingen wird, ist eine weitere Frage für sich“ (141). Ist das nicht zu utilitaristisch gedacht? Die Tatsache, daß „im praktischen Leben der spätern Geistlichen sowohl das Hebräische wie das Griechische eine ganz untergeordnete und kümmerliche Rolle spielen, im Gegensatz zum Latein, dessen Wert und Nützlichkeit nachher immer mehr gefühlt und anerkannt wird“ (141), darf am wenigsten ausschlaggebend sein. Mathematik und Naturwissenschaft, hie und da sogar die Philosophie und Kirchengeschichte spielen im praktischen Leben der spätern Geistlichen zuweilen auch eine recht unbedeutende Rolle. Danach kann jedoch nicht ihr absoluter Bildungswert bemessen werden.

[5] Weckung und Förderung von Theologenberufen. In: Bonner Zeitschrift f. Theol. u. Seelsorge 3 (1926) 138.

[6] A. a. O. 140.

3.

Zwei erfahrene Hochschullehrer der Theologie haben kürzlich auf die bedenklichen Folgen jener Vorschläge hingewiesen, die das Heil in der vorwiegend „praktischen" Ausgestaltung der theologischen Lehrpläne erblicken und in der entsprechenden Herabminderung der Vorbedingungen zum Theologiestudium bei den Abiturienten eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule. Arthur Allgeier tritt vor allem für das Hebräische ein.[7] Er weiß sehr wohl, daß diese Sprache nicht den allgemeinen Kulturwert geltend machen kann wie das Griechische und daß gegenwärtig an unsern deutschen Universitäten ein Theologe, nachdem er „einmal die Klippen der Alttestamentler umfahren hat, er den übrigen Weg ohne irgendwelche hebräische Kenntnisse bequem zurücklegen kann". Er bemißt indes die Wichtigkeit an einem richtigeren Maßstab, indem er schreibt: „Und dabei vergißt man völlig, welchem Utilitarismus man verfallen ist, und wie sehr man das wissenschaftliche Niveau der Theologie zum Schaden ihres Ansehens im Kreise der Schwesterwissenschaften herabdrückt und das Rad der wissenschaftlichen Entwicklung zurückdreht. Der hl. Hieronymus, der erst vor wenigen Jahren von höchster Stelle als Vorbild biblischer Studien erklärt worden ist, hat seine ganze Lebensarbeit darin gesehen, durch selbständige Beherrschung der biblischen Sprachen der christlichen Theologie die Freiheit gegenüber ihren Angreifern zu verschaffen und ist nicht müde geworden, an zahllosen Stellen die Bedeutung sprachlicher Einsicht zu betonen ...

Darin liegt rein wissenschaftlich gesehen das Bedenkliche, was der Vorschlag, das Hebräische aus dem theologischen Studienplan zu streichen, in sich birgt oder nach sich zieht. Es ist ein theologisches Helotentum, das da heranwachsen würde, über das jeder einigermaßen sprachlich Geschulte zur wissenschaftlichen Tagesordnung hinwegschreiten dürfte. Anstatt die Bahn für „eigentlich" theologische Studien freizumachen, würde man ihnen den wissenschaftlichen Boden entziehen. Anstatt die Theologen zu schonen, würde man sie der gelehrten Verachtung preisgeben."

Allgeier hat noch manches ernste Wort der Warnung geschrieben, und was er vom Hebräischen sagt, gilt in weit höherem Maße vom Griechischen. Wollte jemand das Gewicht seiner Gründe durch den Hinweis vermindern, hier spreche eben der Alttestamentler, und jedem Professor komme „sein Fach" als das wichtigste vor, so dürften ihm ebenso ernste Worte des Breslauer Pastoralprofessors zeigen, daß auch Vertreter der „praktischen" Fächer nicht anders urteilen. Franz Schubert

[7] Oberrheinisches Pastoralblatt, 1927, Februarheft.

schreibt nämlich nach teilweiser Anführung der Gedanken Allgeiers im Schlesischen Pastoralblatt[8]: „In einer Zeit, da die Volksschullehrer die Eignung zu quellenmäßigem wissenschaftlichen Arbeiten erhalten sollen, ist es immerhin zu überlegen, ob man das wissenschaftliche Niveau des Theologiestudiums herabsetzen darf. Dabei sollen die Schwierigkeiten nicht verkannt werden, die gerade für das Theologiestudium durch die neuen Schultypen entstanden sind... Irgendwo — ich könnte den Namen gut nennen — hat man sich entschlossen, unter dem Druck des Priestermangels Gymnasiasten ohne Abiturium ins theologische Studium aufzunehmen. Der Erfolg war niederschmetternd: der Priestermangel wurde noch schlimmer, da jeder halbwegs tüchtige Gymnasialabsolvent sich schämte, sich dem Theologiestudium zuzuwenden. Man hat denn auch maßgebenden Ortes den Mißgriff eingesehen und die früheren strengeren Anforderungen wieder in Kraft gesetzt." Nun ist allerdings zwischen einem Gymnasiasten ohne Abitur und einem Oberrealschüler mit Reifezeugnis der große Unterschied in der allgemeinen Einschätzung, daß dieser vollberechtigter akademischer Bürger an einer staatlichen Universität werden kann, jener aber nicht. Wenn aber die Abiturienten beider Schularten als gleichberechtigte Theologiestudenten anerkannt würden und von dem Oberrealschüler zwar Latein, aber weder Hebräisch noch Griechisch gelernt zu werden brauchte, so möchte ein Theologe als gegenwärtiger Befürworter dieser Lösung doch wohl bald dieselbe Erfahrung sammeln, die vorhin von dem Mediziner Wilhelm Roux berichtet wurde.

Dem Kern der Sache kommt Schubert näher, wenn er betont: „Man muß der praktischen Ausbildung der Theologiekandidaten volles Verständnis entgegenbringen. Aber eine Überspannung dieser Forderung würde uns in jene josephinisch-utilitaristische Richtung zurückwerfen, an der die Kirche im Anfang des vorigen Jahrhunderts schwer gelitten hat. Sobald der Student die Theorie geringzuschätzen beginnt und sich auf Routine einstellt, wird er den Handwerkergeist ins Priesteramt tragen. Wird er seinen Stolz in der absolvierten Stundenzahl sehen, in der Zahl der gehörten Beichten ... Der Geist, die Gesinnung, in der er die „Funktionen" vorgenommen, wird ihm Nebensache. Und so kommt er in jene unklerikale Richtung, die die Amtsverrichtungen nach dem Ertrag wertet oder nach der Anerkennung, die er bei oberflächlichen, nur nach der Masse der Arbeit urteilenden Leuten findet. Wenn er nicht ganz im Materiellen aufgeht, gleich jenen josephinischen Musterpfarrern, die

[8] Schlesisches Pastoralblatt, 47 (1927) 105—107.

durch wöchentlich mehrstündige Vorlesungen aus Landwirtschaftslehre zu glänzenden Ökonomiepfarrern herangebildet wurden. An den Folgen kranken heute noch so manche Pfarreien im ehemaligen Österreich, wo nur die praktische Richtung der josephinischen Seminarien sich voll auswirken konnte." [9]

4.

Viel wichtiger als der im Vorhergehenden besonders betonte praktische Wert klassischer Sprachkenntnisse für den wissenschaftlichen Betrieb des Theologiestudiums ist der formale Bildungswert des humanistischen Studiums für den Theologen. Das gesamte Studium am Gymnasium und das Fachstudium soll nicht nur aktuelles, stets verfügbares Einzelwissen vermitteln, sondern ebensosehr oder noch mehr einen geistigen Habitus verleihen, soll den Geist des Studierenden zu einem Werkzeug formen, mit dem er im spätern Beruf selbständig arbeitet. Wer von uns wäre heute noch imstande, ohne weiteres wieder die mathematischen Aufgaben der Prima zu lösen, wenn nicht etwa Mathematik „sein Fach" ist? Wir sind aber alle für die gerade in der Mathematik erworbene Denkschulung heute noch dankbar. Nun wird aber der nachhaltige Einfluß der humanistischen Vorbildung auf die Geisteshaltung und Denkungsart besonders hoch gewertet, viel höher als derjenige der Mathematik. Auch hierüber mögen zuerst medizinische Fachleute urteilen, wie vorhin über den praktischen Nutzen des humanistischen Bildungsideals.

Der Psychiater Hoche trifft gleich ins Schwarze, wenn er bemerkt: „Über den formalen Wert der Beschäftigung mit den alten Sprachen kann man nicht leicht zu hoch denken. Ich habe mich von der Richtigkeit der Behauptung, daß Mathematik oder moderne Sprachen dasselbe für die Schulung des Geistes leisteten, nie überzeugen können, habe im Gegenteil immer gefunden, daß bei der Erörterung von Problemen, die den Kreis des direkt Anschaulichen verlassen und logisch-dialektische Schärfe verlangen, die humanistisch Gebildeten, z. B. im Examen, zweifellos einen Vorsprung haben. Wer sich den Einwirkungen der alten Sprachen mit gutem Willen hingibt, erwirbt dank ihrer Sauberkeit der begrifflichen Abgrenzung und ihrem feinen Gefühl für

[9] Vgl. auch den Aufsatz von Prof. Dr. Joseph Lenz: „Philosophie und Seelsorge" im vorigen Heft dieser Zeitschrift S. 248—260.

logische Struktur dasjenige, was den wirklichen Gebildeten ausmacht: **Disziplin im Denken.**“ [10]

Diese Beobachtung Hoches wird von einer Reihe seiner Fachkollegen bestätigt. Der Chirurg Kümmel schreibt u. a.: „Während meiner klinischen Tätigkeit habe ich einen ganz wesentlichen Unterschied zwischen den Studenten, welche ein humanistisches Gymnasium, und denen, welche ein Realgymnasium besucht hatten, feststellen können. . . . . Auch im Examen konnte ich von vornherein unterscheiden, wer eine humanistische oder realgymnasiale Bildung hatte, von den Oberrealschülern ganz zu schweigen. Deren Vorbildung halte ich für das Studium der Medizin für absolut ungenügend und ungeeignet. Ich habe niemals nicht humanistisch gebildete Assistenten gehabt und würde nur ungern, wenn die Verhältnisse mich dazu gezwungen hätten, und ausnahmsweise, einen solchen vorgeschlagen haben.“ Sahli, ein innerer Kliniker, kommt zu ähnlichen Feststellungen: „Damals (am Gymnasium) wurde der Grund gelegt zu meiner Überzeugung, daß das Studium der alten Sprachen, und zwar die streng formale Seite desselben, uns in unserer Denktätigkeit auch für Mathematik und Naturwissenschaften fördert. Das Sprachgehirn als Denkinstrument und Instrument der Logik bedarf gerade für den Mediziner und Naturforscher einer Ausbildung, wie sie nur das Studium des klassischen Gymnasiums erzielt. Ein Mensch von mittlerer Begabung lernt nur an toten Sprachen, die nur vernunftgemäß und nicht durch Nachahmung erworben werden können, sein Denkinstrument, die innere Sprache, so gründlich kennen, einstellen und umstellen, wie es für schwierigere Denkaufgaben erforderlich ist. Die Klagen über das klassische Gymnasium sind mir demnach immer unverständlich geblieben. Das Beste, was mir auf den Lebensweg mitgegeben wurde, war neben der Charakterbildung in der Familie die strenge Schulung des klassischen Gymnasiums.“

Nicht das Lateinische allein und nicht das Griechische für sich vermögen den Geist so zu formen, wie es in diesen Zeugnissen gerühmt wird, sondern die einheitliche Verbindung beider Sprachen im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums. Die strenge Disziplin, der eiserne Wille der alten Sprache Roms wird harmonisch ergänzt von der anmutigen Biegsamkeit und echt klassischen Schönheit der Sprache Athens. Der Mediziner Hauser nennt das Griechische „die schönste, formvollendetste und ausdruckfähigste Sprache und die herrlichste Kulturblüte, welche die Menschheit überhaupt je hervorgebracht hat“.[11] Durch die jahrelange

[10] Münchener Medizin. Wochenschr. 73 (1926) 1668. Sperrung vom Verfasser.
[11] Ebda S. 1808.

Beschäftigung mit diesen beiden Sprachen sowie mit der klassischen Kultur und Geschichte, versuchte das alte humanistische Gymnasium in seinen Schülern zu erzielen, was Fr. A. Wolf als Frucht der klassischen Studien bezeichnet hat: „Rein menschliche Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer Harmonie des inneren und äußeren Menschen." Leider wird das humanistische Gymnasium nach der neuesten Umformung der Lehrpläne in Preußen kaum noch die gleichen Erfolge bei der Geistesbildung erreichen wie früher.

Soll überhaupt der für den Theologen noch mehr als für den Mediziner unersetzliche formale Bildungswert der klassischen Sprachen zum geistigen Eigentum des Studenten werden, soll er durch das Studium von Latein und Griechisch wirklich „Disziplin im Denken" lernen, die Formung des Denkinstruments, „logisch-dialektische Schärfe" zur „Erörterung von Problemen, die den Kreis des direkt Anschaulichen verlassen", sich erwerben, so genügt dazu nicht eine vorübergehende Belastung des Gedächtnisses mit lateinischen und griechischen Vokabeln und grammatischen Regeln, um sich einer lästigen Prüfung in Latein und Griechisch zu unterziehen. Will der Abiturient eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule oder eines „Deutschen Gymnasiums" zum Studium der Theologie übergehen, so wird wohl in der Regel nur diese Ergänzungsprüfung in Frage kommen. Sie bleibt aber ein Notbehelf. Aus eigener Erfahrung erklärte ein Seelsorger mit Bedauern: „Vom Bibelstudium habe ich wenig gehabt, weil ich als Absolvent eines Realgymnasiums eine notdürftige Nachprüfung im Griechischen ablegen mußte und so keine rechte Freude an der Exegese bekam". Also nicht einmal der „praktische Wert", die ausreichende Sprachkenntnis, wurde so erreicht, viel weniger der formale Bildungswert.

Es könnte zur Abschwächung des Gesagten darauf hingewiesen werden, daß unsere humanistische Vorbildung auf deutschen Gymnasien ohnehin über das Maß hinausreiche, das von der höchsten kirchlichen Instanz gefordert werde. Can. 1364 2° verlangt an Sprachkenntnissen von den künftigen Theologen: „Linguas praesertim latinam et patriam alumni accurate addiscant." Aber das Wörtchen „praesertim" darf nicht übersehen werden. Es sei auch zugegeben, daß die griechischen Kenntnisse der Theologen in den romanischen Ländern durchweg geringer sind als bei uns. Dafür sind aber die lateinischen um so größer. Und selbst, wenn die lateinischen ebenfalls geringer wären, so ist der Romane in der glücklichen Lage, daß die Gesamtheit der Kultur, die Geisteshaltung seiner Umgebung, ihn von Kindheit an in eine Atmosphäre versetzt, die großenteils humanistisch ist, daß er in das leicht hineinwächst,

was wir Nordländer uns erst mühsam durch humanistische Studien aneignen müssen. Unsere germanische Denkart bedarf notwendig des humanistischen Einschlags, um vor gefährlichen Einseitigkeiten bewahrt zu bleiben. Das wird auch der zugeben, der mit vollem Recht dagegen sich verwahrt, daß „lateinisch" und „katholisch" homogene Begriffe seien.

Das scheinbar geringe Maß sprachlicher Kenntnisse, wie es der erwähnte Canon in Nr. 2 fordert, wird übrigens erst im Zusammenhalt mit Nr. 3 richtig geschätzt. Da wird nämlich vom künftigen Priester weiter verlangt: „Ea in ceteris disciplinis institutio tradatur, quae conveniat communi omnium culturae et statui clericorum in regione ubi alumni sacrum ministerium exercere debent." Soll also gerade bei uns in Deutschland der Klerus Führerfähigkeiten bewahren und nicht auf eine niedrigere Bildungsstufe herabsinken, so muß nach den vorhin abgegebenen Urteilen aus medizinischen und theologischen Fachkreisen nicht eine Verminderung, sondern Vermehrung der humanistischen Vorbildung gefordert werden.

Die Erinnerung daran, „daß es im Mittelalter eine einzigartige Blüteperiode der Theologie ohne Griechisch gegeben habe, und daß selbst ein so genialer Theologe wie der hl. Thomas von Aquin weder des Griechischen noch des Hebräischen mächtig gewesen sei" (Stockums 141) scheint allzusehr den gewaltigen Unterschied der allgemeinen wissenschaftlichen Bildungslage von damals und heute zu unterschätzen. Wenn es gelingt, der Kirche jenen überragenden Einfluß auf das öffentliche und private Leben zurückzugeben, den sie damals aus anderen Gründen besaß, wenn ihr vor allem wieder wie damals die Führerrolle an den wissenschaftlichen Bildungsstätten, in Kunst und Literatur verliehen wird, dann mag jemand getrost Griechisch und Hebräisch aus den Lehrplänen streichen. Dann hat der Theologe wiederum wie damals nicht w e g e n seiner Unkenntnis in diesen Fächern, sondern t r o t z d e m bestimmenden Einfluß auf seine Zeit, auch auf die gebildeten Schichten. Wenn sich aber wie heute der Theologe dauernd gegen Angriffe auf die Quellen der Offenbarung zu wehren hat, wenn die Feinde positiven Offenbarungsglaubens mit verblüffender Kritik an die fremdsprachliche Bibel und die Schriften des Urchristentums herangehen, wenn Modephilosophen den Begriffen ihren wahren Sinn rauben, wenn Bücher und Zeitschriften und Tagesblätter diese „Ergebnisse exakter Quellenforschung" dem Volke mundgerecht vorlegen, dann spielt der Theologe, der nur Übersetzungen versteht und aus zweiter oder dritter Hand sein Wissen schöpfen muß, eine klägliche Rolle. Wenn der hl. Thomas heute lebte, verstände er

Griechisch, andernfalls würde er unter den gegenwärtigen Umständen nicht so erfolgreich für die theologische Wissenschaft zu wirken imstande sein wie damals. Und ist nicht der Mangel an Quellenkunde und historischem Denken sogar der späteren Scholastik zum Verhängnis geworden, als sie sich in dialektischen Seiltänzereien gefiel, während die teilweise heidnisch gewordenen Humanisten gegen die Fundamente der Kirche anrannten, bis in einer neuen Blütezeit der Theologie durch humanistisch geschulte Männer die Gegenreformation durchgeführt wurde.[12]

5.

Noch ein Gesichtspunkt verdient ernsteste Erwägung, vor allem, weil es sich um die Frage nach der Vorbildung künftiger Theologen handelt. Die letzte Reform des höheren Schulwesens in Preußen hat weit mehr als bisher den weltanschaulichen Charakter der verschiedenen Schultypen herausgestellt. Nicht als ob man sich in den Kreisen, aus denen die Richtlinien und Lehrpläne stammen, zur Anerkennung der Bekenntnisschule im höheren Unterrichtswesen emporgerungen hätte. Aber, was eben vom formalen Bildungswert des humanistischen Gymnasiums gesagt wurde, gewinnt in diesem Zusammenhang erhöhte Bedeutung. Früher fiel der höheren Schule, ob humanistisch oder realistisch, in erster Linie die Aufgabe zu, jenes Maß von Vorkenntnissen und von

[12] Stockums erwähnt auch die Studiorum ratio des Päpstlichen Bibelinstitutes zu Rom als Grund, der zugunsten des Verzichtes auf hebräische und griechische Vorkenntnisse bei den von nichthumanistischen Anstalten kommenden Theologen spricht: „Bemerkenswert ist endlich, daß das neugegründete Päpstl. Bibelinstitut in Rom zur Aufnahme der dortigen Spezialstudien und zur Erwerbung des sogen. Bibeldoktors in bezug auf das Griechische nicht mehr als das Verständnis der histor. Schriften von Xenophon voraussetzt, also bedeutend weniger verlangt, als das human. Gymnasium auch heute noch von seinen Abitur. fordert". Das ist mißverständlich. — Das erwähnte Maß von griechischen Kenntnissen genügt zwar zur Aufnahme in den untersten Kursus des dreijährigen Lehrgangs. Dann aber setzt das Studium des Griechischen sich als Lehrfach fort, und bei den spätern Prüfungen wird mehr als das Verständnis Xenophons verlangt. Weil das Institut international und für Ordensleute wie Weltklerus bestimmt ist, muß bei der Aufnahme auf die ganz ungleiche Vorbildung der Kandidaten Rücksicht genommen werden. Im Latein sind die meisten besser bewandert als die Deutschen und erwerben sich rasch entsprechende Kenntnisse im Griechischen und wenigstens einer semitischen Sprache. Den eigentlichen „Bibeldoktor" kann und konnte man am Päpstlichen Bibelinstitut überhaupt nicht erwerben, sondern nur vor der davon unabhängigen Päpstlichen Bibelkommission, wobei vorausgesetzt wird, daß der Kanditat bereits den allgemeinen theologischen Doktorgrad erworben hat. Das Päpstliche Bibelinstitut zu Rom verleiht nach abgelegtem Examen am Schlusse des dritten Jahres den Titel „Professor Sacrae Scripturae" oder „Prolyta S. Scripturae". Dieser Titel entspricht den im Motu proprio „Bibliorum scientiam" vom 27. 4. 1924 geforderten Bedingungen zur Anstellung als Lehrer der Exegese. Vgl. Acta Ap. Sedis 19 (1927) 160. Biblica 6 (1925) 117 und 247.

Allgemeinbildung zu vermitteln, sowie jene Denkfertigkeit zu erreichen, die den Abiturienten zum Fachstudium auf den Hochschulen reif machten. Das Lehren stand vor dem Erziehen. Heute soll „aus der Wissensschule eine Erziehungsschule werden. Daher ist ihre weltanschauliche Einstellung von selbst gegeben."[13] War früher das Gymnasium in seiner verschiedenen Form mehr eine auf die Universität hinführende Vorschule, so hat ihr die Neuordnung eine größere Eigenständigkeit verliehen. Der Abiturient soll weniger fremd und hilflos dem Leben gegenüberstehen, wenn er nicht „weiterstudieren", sondern gleich in einen Lebensberuf eintreten will. Also nicht nur reif für die Universität, sondern reif für das Leben will ihn die neue Schule machen. Daher auch die erhöhte Rücksichtnahme auf besondere Veranlagung und „Führereigenschaft" des Schülers.

Wenn nun nicht alles trügt, sind bei dem Kampf gegen das humanistische Bildungsideal Kräfte mit am Werk, bewußt oder unbewußt, auf die wir als Theologen scharf das Auge richten müssen. Hauser bemerkt dazu: „Wie Feuer und Wasser stehen sich die humanistische und die materialistische Weltanschauung gegenüber, und es ist, da erstere auch ein Fundament nationalen Bewußtseins und nationalen Wollens und damit auch des Staates ist, wohl zu begreifen, daß die politisch links eingestellten Kreise mit Macht gegen dieses, ihren letzten Zielen entgegenstehende Bollwerk anzurennen versuchen." Der Grundgedanke dieses Urteils dürfte richtig sein. Um so bedauerlicher ist es und ein schlechtes Zeugnis für den Weitblick der betreffenden Kreise, daß die Gegner des humanistischen Gymnasiums auch in den politisch nichts weniger als links gerichteten Kreisen einflußreiche Vertreter haben. Kneer bemerkt mit Recht, daß die dem humanistischen Gymnasium so verhängnisvolle Neuordnung des höheren Schulwesens in Preußen ohne Mitwirkung des Episkopates, ja im gewissen Sinne gegen denselben zustande gekommen sei. „Das ist durchaus nicht ein Ergebnis der Revolution, sondern die logische Weiterentwicklung der von Wilhelm II. auf Grund höchst persönlicher Erlebnisse mit allen Kräften geförderten Tendenzen, die in der Bastardschöpfung des Realgymnasiums ihren ersten Ausdruck fanden, nachdem die nordischen Länder, als rein protestantische Länder, mit der Beseitigung der Humaniora vorangegangen waren."[14]

Richtig ist jedenfalls, daß durch die volle Auswirkung der humanisti-

[13] Vgl. Dr. Jos. Hünermann, Theologisches Studium und höhere Schule. In: Korrespondenz- und Offertenblatt f. d. gesamte kath. Geistlichkeit Deutschlands, 1926 S. 151 f.

[14] Theologie und Glaube, 19 (1927) 553.

schen Bildungswerte den marxistischen Ideen ein starker Damm entgegengestellt werden könnte. Liegt doch der Schwerpunkt jener Bildungswerte „in einer idealen Weltauffassung, zu welcher die Kenntnis der lateinischen Sprache und der lateinischen Grammatik als solcher allein nimmermehr zu verhelfen vermag.“ [15] Die klassischen Sprachkenntnisse sind ja nur ein Teil der humanistischen Bildung.

Das war zweifellos ein Mangel an der grammatischen Methode des Neuhumanismus im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, daß der Buchstabe oft den Geist tötete. Vor lauter Grammatikregeln und im angstvollen Achthaben auf jedes με· und δε, auf jede Verbalform, vergaß mancher Lehrer, dem toten Buchstaben Leben einzuhauchen. So wurde wohl die formale Schulung, die „Disziplin im Denken“, erreicht, aber der Unterricht weckte zu wenig Leben in der Seele des Schülers; das in der Sprache ruhende Bildungsgut wurde zu selten gehoben. Und weil der Schüler noch nicht den hohen Wert der im grammatischen Unterricht liegenden Formung des Denkinstrumentes zu schätzen vermochte, kam ihm das Sprachstudium allzu trocken und nutzlos vor.

Die neuen Lehrpläne stellen mithin den Lehrer vor die dankbare Aufgabe, durch die Einführung in die antike Kultur auch den Sprachunterricht schmackhafter, lebendiger und anregender zu gestalten. Nur ist zu befürchten, daß nun der Pendel zu weit nach der Kulturseite ausschlägt. Der Vollgehalt des Bildungsgutes einer alten Sprache und Kultur wird aber nur von dem erfaßt, dem die Sprachform so geläufig ward, daß er in ihr zu denken vermag.

Griechische Philosophie, platonische wie aristotelische, und römisches Rechtsempfinden haben starken Einfluß auf die Formulierung der christlichen Glaubenswahrheiten und auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens gehabt. Naturgemäß vermag derjenige am tiefsten in ihren Geist einzudringen, welcher das klassische Altertum in seiner Sprache und Kultur gründlich verstehen lernte. Somit ist eine neue Verbindungslinie zwischen humanistischem Bildungsideal und theologischem Studium gezogen, indem das altsprachliche Gymnasium im Geist des Schülers eine Atmosphäre schafft, die der Aufnahme und Verarbeitung christlicher Philosophie und Theologie sehr günstig ist. Die Samenkörner der philosophischen und theologischen Wahrheiten finden einen Boden, der nicht nur gut gelockert und von Unkraut gereinigt ist durch „die Sauberkeit der begrifflichen Abgrenzung“ und „das feine Gefühl für logische Struktur“, wie es im klassischen Sprachstudium gepflegt wurde, sondern

[15] Hauser, a. a. O. 1808.

der Boden selbst hat gleichsam die dem Wachstum günstigsten Nährstoffe in sich aufgenommen.

Beim Jubiläum des Gymnasiums zu Prüm, an dem ein Teil der späteren Trierer Theologen vorgebildet wird, hat Bischof Bornewasser das humanistische Gymnasium die „klassische Bildungsstätte für alle höheren Berufe" genannt und betont, er sei sich „bewußt, daß das Wort ‚für alle höheren Berufe' nicht allen, die es hören oder lesen, sympathisch sein wird. . . . . Ich bin mir aber auch bewußt, daß tiefe und ernste, über die Erfordernisse augenblicklicher realer Notwendigkeiten hinausschauende und die großen Ziele nationalen Lebens ganz erfassende Kreise Oswald Spengler recht geben, wenn er schreibt: Dem gründlichen Altsprachenbetrieb seiner Gymnasien während des vorigen Jahrhunderts verdankt Deutschland mehr als es ahnt: seine geistige Disziplin, sein Organisationstalent, seine Technik. Ich halte dieses Kernstück unserer geistigen Bildung heute für unentbehrlicher denn je." Diese Stimme aus dem deutschen Episkopat ist um so beachtenswerter, als die Oberhirten Deutschlands gegenwärtig ernstlich erwägen, wie nach der Neuordnung des höheren Schulwesens die gefährdete humanistische Vorbildung der Theologen gesichert werden kann.[16]

Daß der Episkopat alles aufbieten wird, um das humanistische Gymnasium zu erhalten, dürfte daraus geschlossen werden, daß Bischof Bornewasser bei der erwähnten Gelegenheit in öffentlicher Rede erklärte: „Wir wissen ja alle, daß wir heute an einer Wende unserer Bildung und unserer Bildungswege stehen. Das große pädagogische Programm, man müsse von der Oberflächlichkeit zur Tiefe durchdringen, vom irreleitenden Subjektivismus wieder zum Objektivismus zurückgehen und von der Vielseitigkeit der Allgemeinbildung — wie man emphatisch sagt — zur totalen Menschenbildung kommen, ist heute in aller Munde. Ob diese moderne Bildungsforderung, die aber eigentlich sehr alt ist, dadurch erreicht wird, daß man das humanistische Gymnasium immer mehr zurückdrängt, begegnet in nicht wenigen besorgten Kreisen begründeten Zweifeln. Ohne ein laudator temporis praeteriti zu sein und ohne das wirklich Gute neuzeitlicher Bildungsbestrebungen verkennen zu wollen, glaube ich doch, daß gerade das humanistische Gymnasium besonders befähigt ist, das oben skizzierte pädagogische Programm zu realisieren."

Gilt das „für alle höheren Berufe", dann im höchsten Maße für den Theologen.

[16] Diese wichtige Frage soll in einem späteren Aufsatz behandelt werden.

PRIESTERMANGEL UND PRIESTERBERUFE

Vortrag von Pfarrer Dr. Schlich auf der Dekanatskonferenz Saarbrücken.

Der Gegenstand beschäftigt maßgebende kirchliche Kreise seit langem mit großer Sorge. Drei Fragen drängen sich auf:

1. Gibt es einen Priestermangel?
2. Woher kommt der Priestermangel?
3. Was können wir tun, um dem unheilvollen Priestermangel entgegenzuarbeiten?

1. Es gibt einen Priestermangel, nicht nur in den Missionen und der Diaspora, sondern einen allgemeinen, großen Mangel im Welt- wie im Ordensklerus in allen Erdteilen. Die Zahl der Priester auf der ganzen Welt beträgt etwa 370 000, davon 300 000 in Europa. Es gibt noch 1000 Millionen Nichtchristen und zwar 800 Millionen Heiden und 200 Millionen Mohammedaner. 50 000 Missionare sind noch erforderlich, wenn auf je 20 000 Heiden auch nur ein Missionar gerechnet wird. In Wirklichkeit stehen jedoch nur 13 000 Priester und etwa 30 000 Missionsbrüder und -Schwestern zur Verfügung. Geht das Werk der Heidenbekehrung im jetzigen Gang weiter, so sind noch 4 000 Jahre nötig, bis eine Zahl, so groß wie die jetzt auf Erden lebenden Ungetauften, in die katholische Kirche eingeführt ist. Deshalb lautet die beständig wiederkehrende Klage der Missionsbischöfe und -Oberen: Hätten wir nur mehr Priester, wieviel Tausende, ja Hunderttausende von Heiden könnten wir für Christus gewinnen. Millionen Seelen sehnen sich nach Wahrheit. Aber es ist niemand, der sie ihnen verkündigt. (Vgl. den sehr verdienstvollen Aufruf: Gott will es. Von Pfr. Dörner an die Geistlichen und Lehrerinnen, der im folgenden benützt ist.)

Aber auch in den christianisierten Ländern z. B. Spanien, Portugal, Frankreich, Österreich und Deutschland macht sich der Priestermangel durchweg allgemein und teilweise sehr stark bemerkbar. Über Spanien brachte der Steyler Missionsbote schon 1914 die Nachricht: „Die Zahl der Priestertumskandidaten geht daselbst von Jahr zu Jahr derart zurück, daß die begründete Sorge eines bevorstehenden empfindlichen Priestermangels bereits allseits die berufenen Kreise drückt. Während 1883 in sämtlichen spanischen Priesterseminaren 18 397 Studenten eingetreten waren, betrug die Zahl 1910 nur 11 329 und 1913 sogar nur 6 998." In Frankreich sind zur Zeit 10—12 000 Pfarreien unbesetzt. Zur Behebung des Priestermangels hat man eine große Organisation pour le recrutement sacerdotal unter Leitung der Bischöfe geschaffen, die Versammlungen hält und durch Wort und Schrift wirkt. In manchen Diö-

zesen erteilen die Bischöfe unter Zustimmung der Konsistorialkongregation ihren Seminaristen nur unter der Bedingung die Erlaubnis zum Eintritt in eine Kongregation oder Missionsgesellschaft, daß sie vorher eine bestimmte Zeit in der Pfarrseelsorge ihrer Diözese tätig gewesen sind.

In Deutschland (einschließlich Saargebiet) betrug die Zahl der kath. Theologiestudierenden 1920 3443; im Jahre 1924 2898, also 545 weniger. In Preußen waren 1908 von 2158 kath. Abiturienten 400 Theologen = 22,7%. 1921 von 2258 Abiturienten 311 Theologen = 13%. Während also die Zahl der kath. Abiturienten gestiegen, ist die der Theologen erheblich gesunken. In der Rheinprovinz gab es 1908 unter 859 kath. Abiturienten 165 Theologen (19%); 1921 unter 1084 kath. Abiturienten nur 158 Theologen (14%). Während in den ersten Jahren nach dem Krieg eine Zunahme einzutreten schien, — es war wirklich nur eine scheinbare — ist in den letzten Jahren allgemein ein empfindlicher Rückgang festzustellen.

2. Woher kommt der Priestermangel? Nehmen die Priesterberufe allgemein ab? Die Berufung zum Priestertum ist eine Gottesgnade, ein innerer Antrieb zur Wahl des Priestertums, ein Ruf der göttlichen Vorsehung. Da dürfte es an sich feststehen, daß die göttliche Vorsehung so vielen die Berufsgnade zum Priestertum gibt, als nach ihrem Ratschluß nötig und dienlich sind zur Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Gottes.

Deshalb wird man wohl nicht fragen dürfen: Woher die Abnahme der Priesterberufe? sondern die Frage wird besser lauten: Woher der Priestermangel? Aus welchen äußeren und inneren Gründen kommt er?

Äußere Gründe sind die Erschwerung und Verlängerung des Studiums, die höheren finanziellen Kosten, Verlust der Stipendien und Verarmung der Priesteranstalten, die Möglichkeit in weltlichen Laufbahnen eine schnellere, angenehmere und ‚ehrenvollere' Versorgung zu finden.

Weit wichtiger sind jedoch die inneren Gründe. Sie liegen im Zeitgeist, im Vordringen des diesseitigen und materiell und materialistisch eingestellten Zeitgeistes auch in die früher so tiefreligiösen ländlichen und Mittelstandkreise. Diese konnten, mehr aber noch, sie wollten früher viel mehr Opfer für diese hl. Sache bringen als heute.

Diese äußeren und inneren Gründe wirken dem Gnadenruf Gottes entgegen, unterbinden ihn, schalten ihn aus oder lassen ihn nicht zur Reife kommen. Sie bereiten dem Priesterberuf Hindernisse sowohl a) in seiner Erkenntnis und in seinem Entstehen, b) in seiner Durchführung.

Kardinal Faulhaber sagte einmal: „Die Familie ist das erste Priesterseminar." Und ein anderer Bischof tat den Ausspruch: „Gebt mir gute Mütter und ich gebe euch gute Priester." Aber da, wo die Wurzel und der erste Nährboden des Priestertums ist, in der Familie, da beginnen auch schon die Schwierigkeiten. Und dann sind der Abhaltungen, Verleitungen, Verführungen, Verflüchtigungen der Grundlagen dieses idealen Berufes, der Ablenkungen auf dem Wege, der zu dem Ziele führen soll, in den Jugend- und Studienjahren (Eisenbahnfahrt, schlechter Umgang, gefährliche Bücher) so viele, daß nur ein willensstarker, gut beschützter Jüngling mit Gottes Gnade und Gebet das Ziel des Priestertums treu und sicher im Auge behalten kann. Unsere Zeit von Lärm und Lust, von Spiel und Sport, unsere der Innerlichkeit abholde und oberflächliche Zeit ist kein Nährboden für geistliche Berufe, keine Kulturstätte für das zarte Pflänzchen des Priesterberufes in der Jugendseele.

Darin dürfte wohl die Hauptursache für den Rückgang der Zahl der Priesterkandidaten liegen. Hierzu kommen noch allerlei Umstände: z. B. das auch auf dem Lande sich geltend machende Schwinden des Ansehens des Klerus, die Furcht vor der Unsicherheit seiner Zukunft und Versorgung, wenn Kämpfe oder die Trennung von Staat und Kirche drohen, Dinge, die mehr Opfersinn und Gottvertrauen als früher verlangen. Daran aber ist unsere Zeit arm. Sie legt dem Priester mehr Arbeit und Verantwortung auf als früher, aber sie winkt gleichzeitig mit mehr Lebensgenuß, Einkommen, Ansehen und Ehren in den übrigen Berufen.

3. Was können wir Geistliche tun, um dem unheilvollen Priestermangel entgegenzuarbeiten?

Daß dies unsere Pflicht ist, ist selbstverständlich. Es handelt sich hier um eine Lebensfrage der Kirche. Pius XI. hat die Förderung der Priesterberufe das opus optimum omnium bonorum operum genannt. Wer möchte an diesem opus optimum nicht mitarbeiten? Wie sollen wir es denn?

Allgemein gesprochen, indem wir mit unserem Gebet und unserer Berufsarbeit obige äußeren und inneren Gründe des Priestermangels zu beheben und zu bekämpfen suchen. Die Ursachen erkennen und ihnen entgegenwirken, ist das erste Erfordernis, um die Not zu beseitigen.

Da kämen zunächst in Betracht äußere Mittel: Unterstützung der Priesteranstalten, Konvikte, des Seminars, regelmäßige Abhaltung und Einsendung der Kollekten, Abgabe der persönlichen Spende, Testamente, Stiftungen, gegebenenfalls direkte Unterstützungen

von Studierenden oder Vermittelung solcher Unterstützungen und Empfehlung an Vermögende und Wohlgesinnte.

Noch wichtiger sind die inneren Mittel: Pflege des Gebetes zur Weckung und Erhaltung von Priesterberufen. „Beten und beten lassen für die große Lebensfrage der Kirche ist gut; besser noch ist es, wenn du es verstehst, durch dein eigenes Beispiel, deinen klugen Eifer, deine natürliche Nachhilfe Berufe zu wecken und braven, begabten armen Knaben zum Priesterstande zu verhelfen. Wieviel könnte in dieser Hinsicht geschehen. Wieviele Berufe vertrocknen wie Pflanzen, die nicht begossen werden!" (Huonder, Zu Füßen des Meisters, S. 101.)

Man hat auf die sog. Spätberufe hingewiesen und die Anstalten und Ordensgesellschaften für die Spätberufe empfohlen. Das ist gut und lobenswert. Aber man verspreche sich nicht alles, auch nicht zuviel davon. Das Normale ist doch der Frühberuf bezl. die Widmung des ganzen Lebens an den Dienst des Herrn. Sowohl die Ausbildung wie die Leistung wird in der Regel beim normalen Berufsgang das Bessere und Idealere sein.

Eingedenk des Heilandswortes: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende", soll und muß das Gebet, und zwar das allgemeine Gebet von Geistlichen und Gläubigen um gute Priester als wichtigster Faktor zur Behebung des Notstandes angewendet werden. Ein Missionar nennt das Gebet „den Lebensnerv der Heidenmission". Also Breviergebet etwa an einem Wochentag in dieser Meinung. Gebet in der Kirche an Quatembertagen, in der Schule bei passenden Gelegenheiten, Interessierung der Lehrer und Lehrerinnen für diese Frage, daß sie zum Gebetsapostolat für Priester- und Ordensberufe in der Schule erziehen. Pius X. hat bereits zu einem Gebetskreuzzug in dieser Frage aufgefordert.

Sodann verlangt der nämliche Hl. Vater zur Weckung und Förderung der Priesterberufe „den Aufklärungsdienst des Klerus und der Bischöfe". Wir Priester sollen durch Aufklärung und Belehrung über die Standeswahl und den jungfräulichen Stand, Priester- und Ordensstand Berufe wecken, denn „nach einer Sache, die das gläubige Volk nicht kennt, wird es kein Verlangen haben". Also Behandlung dieser Gegenstände (Standeswahl, Priester-, Ordensberufe) in der Predigt, Katechese, Christenlehre, an aloisianischen Sonntagen, in den Vorträgen der Jünglings- und Jungfrauenkongregationen und in Vereinen. Hinweis in den Müttervereinen auf das Familiengebet und eine gute

religiöse Erziehung als Grundlage der geistlichen Berufe. „Schafft mir fromme, christliche Mütter und ich werde das Angesicht der Diözese erneuern," sagt Bischof Ketteler.[1]

Für uns Priester kommt dann neben dem Gebete und der allgemeinen Belehrung die liebevolle Pflege und Spezialbehandlung in der Erziehung und Beeinflussung solcher Knaben in Frage, die nach ihrer Anlage und den Familienverhältnissen zu der Hoffnung berechtigen, daß sie gute Priester werden können, Spezial- und Individualbehandlung in Pastoral und Beichtstuhl nach Person und Familie. Für Religionslehrer Berufsberatung und Belehrung, Entsendung in Exerzitien.

Vor allem ist neben der Bewahrung vor Gefahren eine frühzeitige, enge Verbindung der jungen Seele mit dem eucharistischen Heiland anzustreben. Er ist ja der Meister, der ruft, in der Seele spricht und himmlischen Geschmack gibt. Viele Berufe verkümmern, weil die jugendliche Seele zu wenig gelabt und gestärkt wird vom Gnadentau und übernatürlichem Lebenssaft der Eucharistie. Eucharistie und Jugendseele, diese innige, lebensvolle Verbindung ist die Vorbedingung für Weckung und Erhaltung des Priesterberufes in einem jungen Herzen.

Weiterhin muß den Jugendlichen und den Eltern das Glück und die Ehre des Priestertums vor Augen gehalten werden. Es gibt Eltern, die haben Furcht vor dem Kinde. Es gibt auch solche, die Furcht haben vor dem Priester. Sie wollen ihr Kind nicht Priester werden lassen. Auch da kann nur geholfen werden, wenn man eine eucharistische Atmosphäre in der Familie schafft. Wo die nicht ist, da wird auch kein Priester gezeugt. Nur wenn die Liebesstrahlen von der Hostie in die Familie und in die Herzen dringen und dort eine warme, religiöse Atmosphäre bilden, werden junge Samuels erstehen, die auf des Herrn Stimme antworten: Hier bin ich! Herz-Jesu-Familien —

[1] Sehr guten Stoff über diesen Gegenstand bietet der herrliche Hirtenbrief unseres hochseligen Bischofs Dr. Korum aus dem Jahre 1891 über den Beruf zum geistlichen Stand. (Kirchl. Amtsanzeiger 1891.) Er hat folgende Gliederung: „1. Der Priesterstand ist von Gott eingesetzt. 2. Der Priesterberuf kommt von Gott. 3. Die Mitarbeit der Seelsorger. 4. Die Mitarbeit der Eltern. 5. Die Mitarbeit der Pfarrgemeinde." Ich erinnere mich heute noch — ich war damals vierzehn Jahre alt —, wie mein Vater an dem Tage, als dieser Hirtenbrief in der Kirche vorgelesen worden war, eingehend und tief ergriffen über seine Schönheit und Bedeutung mit meiner Mutter sprach und sehnsüchtig auf die kath. Zeitung wartete, um ihn noch einmal genau zu lesen. — Weiter bietet auch guten Stoff zu Predigten und Vorträgen über Standeswahl und geistlichen Beruf das Standeswahlbüchlein und der Quatemberbote des um die Weckung der Priesterberufe hochverdienten Pfarrers A. Dörner, früher Reinsfeld, jetzt Bonn.

Priesterfamilien! Kurz, es ist im wesentlichen eine übernatürliche Frage, die auch nur mit übernatürlichen Mitteln gelöst werden kann, wobei jedoch die natürlichen nicht ausgeschaltet, sondern durchaus miteingestellt werden müssen. Es gilt die Befreiung des gelobten Landes, der heiligen Kirche, es gilt die Ausbreitung des Reiches Gottes durch gute Priester. Der Missionsbefehl Christi verlangt Welteroberung im Geiste und in der Liebe Christi.

In der anschließenden Besprechung, die durchweg Übereinstimmung mit den Ausführungen des Referenten bekundete, wurde ein Pastor als Obmann für die Weiterbehandlung der Frage gewählt mit der Aufgabe, in Einzelfällen, wo sich ein Beruf zeige, durch Vermittelung mit Rat und Tat helfend zur Seite zu stehen.

UEBER STIGMATISATION UND IHRE ERKLAERUNG

Von Pfarrer a. D. Zimmer, Hamm bei Bitburg.

Wenn in einer Gegend ein Fall von Stigmatisation aufgetreten ist, so hört man aus allen Bildungsschichten immer wieder die Frage: Ist die Sache echt oder nicht? Der Fragende will damit wissen, ob es sich um „Schwindel" handele oder um eine übernatürliche Erscheinung, also letzten Endes um ein Wunder. Antwortet man dem Fragenden, die Fragestellung sei unrichtig und irreführend, weil sie ein dritte Möglichkeit nicht umfasse, so begegnet man ungläubigen Mienen. Die Auffassung, daß es eine dritte Möglichkeit nicht gebe, zieht sich durch weite Kreise, und sie trägt die Schuld an den bedauerlichen Ereignissen, wie wir sie z. B. im letzten Jahr im Anschluß an eine „Stigmatisierte" im Trierer Bezirk erlebt haben, die den Außenstehenden als tertius gaudens mit Wonne erfüllen, den kirchlich Gesinnten aber aufs schmerzlichste berühren.

Die Frage dürfte die dritte Möglichkeit, daß die Erscheinung der Stigmatisation auf rein natürliche, wenn auch übernormale Weise entstehen kann, nicht unberücksichtigt lassen, denn diese Möglichkeit ist gegeben und ihr kommt die größte Bedeutung zu. Nach dem Grundsatz, daß wir die Erklärungsprinzipien nicht ohne Not vermehren dürfen und nach der Praxis der Kirche, nur dann ein Wunder anzunehmen, wenn jede natürliche Erklärung versagt, ist jeder Stigmatisationserscheinung gegenüber größte Vorsicht und Zurückhaltung am Platze. Die Kirche ist uns in dieser wie in jeder andern religiös-sittlichen Frage sichere Führerin, „und in neuerer Zeit hat die Kirche selbst im Fall des stigmatisierten P. Pio unter Wahrung der religiösen und sittlichen Unantastbarkeit des Begnadeten die Gläubigen davon abgemahnt, eine übernatürliche und wunderbare Erklärung der Stigmata zu suchen."[1] Das ist die Antwort der Kirche auf die Frage, von der wir ausgegangen sind. Darauf hört man bisweilen den Einwand, das sei nicht immer die Meinung der Kirche gewesen. Ich glaube, daß man bei diesem Einwand die Kirche mit einzelnen Theologen verwechselt. Selbst wenn Männer wie Augustinus und Thomas von Aquin ihrer Zeit entsprechend in positivem Sinne die Frage behandeln, welche Folgen es habe, wenn Dämonen mit Frauen verkehrten, so wird trotz der Autorität dieser Kirchenlehrer gewiß niemand behaupten, die Kirche habe jemals die Möglichkeit eines solchen Verkehrs gelehrt. Allerdings hat die Kirche aus Gründen, die

[1] Otto Karrer im „Hochland", 1927, Heft 9.

sich aus der Natur der Sache ergeben, in früheren Zeiten nicht mit derselben Bestimmtheit über die Stigmatisation gesprochen, aber ihre Stellungnahme war stets der Standpunkt des non liquet, und sie hat deshalb konsequent abgelehnt, die Stigmatisation als Zeichen persönlicher Heiligkeit zu betrachten.

Der oben von Karrer festgestellte bestimmte Standpunkt der Kirche in unserer Frage ist eine Folge der Fortschritte, welche die Wissenschaft besonders seit der Entdeckung des Hypnotismus in den letzten Menschenaltern auf dem psycho-physischen Grenzgebiet gemacht hat. Die experimentelle Psychologie hat uns gezeigt, daß der Zusammenhang unserer psychischen Natur mit der physischen ein ungeahnt inniger und die Einwirkung des psychischen Teiles auf den physischen unter bestimmten Voraussetzungen außerordentlich weitgehend ist, und eine fortlaufende Kette von Tatsachen muß als Beweis dafür angesehen werden, daß durch psychischen Einfluß sogar organische Veränderungen am Körper verursacht werden können, vor allem in der Hypnose, im Trance, sowie überhaupt bei Sensitiven, zu denen die Hysterischen wohl immer mehr oder weniger zu rechnen sind.

Aus dem sehr reichhaltigen Tatsachenmaterial seien einige Erscheinungen in stufenweiser Reihenfolge angeführt. Schrenck-Notzing erzählt folgenden noch recht einfachen Fall. Um sein Medium Eva C. aus der Hypnose zu erwecken, versetzte er ihm einen leichten Nadelstich in den Nacken, worauf das Medium mit einem gänzlich unbegründeten heftigen Zornesausbruch antwortete, der in eine hysterische Krise mit Erbrechen und Weinkrampf überging. Während ein solcher Stich bei normalen Menschen kaum einen roten Punkt hinterläßt, zeigte sich bei Eva C. schon nach kurzer Zeit eine Hautrötung in der Größe eines Zweimarkstücks, also zweifellos „das Resultat autosuggestiver, lokaler Hyperämie."[2] Charakteristischer ist folgender Versuch. Man gab einer Person die Suggestion, daß man ihr ein Zugpflaster auf den Rücken klebe. In Wirklichkeit war es eine Briefmarke, und doch zeigte die Haut nachher genau die Wirkung, die ein Zugpflaster hervorzurufen pflegt. Solche psychisch bedingten somatischen Hauterscheinungen sind bei weitem häufiger, als man gemeinhin glaubt. Häufig sind ferner die auf hypnotischem Wege hervorgerufenen Hautblasen und die psycho-therapeutische Behandlung von Warzen. Der Direktor der Züricher Universitätshautklinik, Bloch, gibt sogar an, daß er alle Warzen hinweghypnotisieren lasse.[3]

[2] Schrenck-Notzing: Materialisationsphänomene, 2. Auflage, S. 133.
[3] Zeitschrift für Parapsychologie, 1927, 6.

Wir kommen nunmehr zu einer eigenartigen und besonders wichtigen Erscheinung, der eingebildeten Schwangerschaft. Beispiele dafür sind gar nicht so selten, es sei aber unter den Zeugen dafür ein Kirchenlehrer angeführt. Der heilige Franz von Sales erzählt folgende „plaisante histoire" von einer seiner Verwandten. „Sie hatte ihren Mann verloren und bildete sich ein, sie sei von ihm schwanger. Vierzehn (!) Monate lebte sie in dieser eingebildeten Schwangerschaft mit eingebildeten Schmerzen, verursacht durch eingebildete Bewegungen des Kindes. Das ging soweit, daß sie schließlich unter den eingebildeten Wehen einer eingebildeten Geburt einen Tag und eine Nacht lang Schmerzensschreie ausstieß, und sie hätte geschworen, sie sei Mutter, ohne jemals ein Kind zur Welt gebracht zu haben."[4] Wenn wir das lesen, werden wir kaum darüber erstaunt sein, wenn eine spätere Zeit festgestellt hat, daß bei einer solchen hysterischen Schwangerschaft sogar die äußern Zeichen wirklicher Schwangerschaft, vor allem Ausbleiben der menses, eintreten können.[5] Von solchen Fällen, die leicht sehr vermehrt werden könnten und die als medizinisch gesichert betrachtet werden müssen, ist es bis zur Möglichkeit einer psychogenen Stigmatisation nur ein, vielleicht nicht einmal sehr großer Schritt, und tatsächlich berichtet u. a. Charcot von der Salpêtrière zu Paris, daß er blutende Stigmen künstlich durch hypnotische Suggestion hervorgerufen habe.[6] Wenn man demgegenüber sagt, warum solche Wirkungen nicht öfter und nach Belieben oder gar auf Kommando hervorgerufen werden, so liegt ein Verkennen der Grundlagen und des Zusammenhanges vor, wie wir im folgenden sehen werden.

Wie man nun auch zur Frage der Stigmatisation stehen mag, an der Fülle derartiger Tatsachen kann man heute nicht mehr vorübergehen. Mit den Tatsachen allein ist es nun nicht getan. Wir müssen nach einer Erklärung der Tatsachen suchen. Sicher dürfte sein, daß die somatischen Erscheinungen bis zu organischen Veränderungen durch psychische Einflüsse bewirkt werden können, und in vielen Fällen auch bewirkt werden. Aber damit sind die Erscheinungen noch nicht erklärt, wir sind nur erst auf den Weg gewiesen, auf dem wir die Erklärung zu suchen haben. Um den Lesern, denen dieses Gebiet vielleicht etwas ferner

---

[4] Lettres, DXCI. Dieser Brief ist auch besonders deshalb lesenswert, weil der Heilige mit seinem großen Verständnis der menschlichen Psyche Winke für die seelsorgerliche Behandlung solcher Kranken gibt.

[5] Zeitschr. f. Parapsych. a. a. O.

[6] Vgl. Baerwald: Okkultismus und Spiritismus; Lehmann: Aberglaube und Zauberei; Zeitschrift für Parapsych. a. a. O.

liegt, das genaue Verständnis zu erleichtern, erscheint es angebracht, eine eingehende Darlegung zu geben.

Wie schon angedeutet, sind die psycho-physischen Zusammenhänge und Wechselwirkungen viel inniger, als man es früher wissen oder vielmehr nachweisen konnte. Es scheint, daß jeder Gedanke, jede Vorstellung und Einbildung, jedes Wollen in unserm Organismus, vor allem im Nerven- und Muskelsystem eine Reflexwirkung auslöst. Wenigstens läßt sich das an vielen Beispielen im einzelnen experimentell nachweisen. Diese Reflexwirkungen sind unbewußt und als solche ohne geeignete Instrumente auch nicht wahrnehmbar. In Erscheinung treten sie nur in ihrer Wirkung. Deshalb galten sie früher als unerklärlich und wurden vielfach dämonischen Einflüssen zugeschrieben, sie zählten zur Magie, wie sich ihrer zum Teil auch die moderne Magie, der Spiritismus, bemächtigt hat. Hierher gehören hauptsächlich das siderische Pendel, die Wünschelrute, das automatische Schreiben und das Tischrücken. Der Kürze halber sollen die beiden letzten, mit denen exzentrische und meist religiös entgleiste Gemüter durch nichtssagende und oft unsinnige „Botschaften aus dem Jenseits" ihr metaphysisches Bedürfnis befriedigen und dabei unzählige Male Opfer des Betruges werden, hier unberücksichtigt bleiben, zumal da das Erklärungsprinzip in allen Fällen dasselbe ist. Dagegen wollen wir die beiden ersten ausführlicher betrachten.

Das „siderische" Pendel von Chevreul als Instrument besteht aus einem dünnen Faden, an dessen einem Ende etwa ein Bleikügelchen befestigt ist und dessen anderes Ende man über den Zeigefinger hängt. Schon zur Zeit des Kaisers Valens wurde mit diesem Pendel „gezaubert". Über einem Metallgefäß, in dessen Rand die Buchstaben des Alphabets eingraviert waren, ließ man ein solches Pendel schwingen, das bei gewissen Buchstaben anschlug und so den Verschwörern den Namen des Nachfolgers für Kaiser Valens angab. Hält man ein solches Pendel in ein Glas, so wird es bald die letzte oder nach Wunsch die nächste volle Stunde angeben. Legt man Drähte aus verschiedenen Metallen in verschiedenen Richtungen unter das Pendel, so schwingt es jedesmal in der Richtung des Stabes. Auf dem Lande findet man bisweilen heute noch den Brauch, das Pendel über Eiern, die man zum Brüten geben will, schwingen zu lassen. Schwingt es im Kreis, so wird das Ei dereinst ein Hahn, d. h. es wird nichts, weil die Bauernfrauen das männliche Geschlecht beim Hühnervolk nicht lieben; schwingt es in einer Elipse, so wird das Ei ein Huhn. Mit dem Schwingen stimmt es, aber mit dem Erfolg natürlich nicht. Ebenso schwingt das Pendel über einer männlichen bezw. weiblichen Hand usw. Über diese wundersame

Geschichte wurde bis in unsere Zeit viel Druckerschwärze in mehr oder weniger gelehrte Hypothesen umgewandelt, obschon man bereits im 17. Jahrhundert den Zusammenhang erkannte, allerdings nicht im tiefsten Wesen verstand.

Hängt man nämlich das Pendel an einen Nagel, so kann man noch so viele Metallstäbe, noch so viele Eier oder Hände darunter legen, es schwingt überhaupt nicht, und wenn ich mich zufällig über die letzte volle Stunde irre, so irrt sich auch das Pendel, und wenn ich selbst keinen Namen im Kopfe habe, so gibt auch das Pendel keinen an. Schwingt das Pendel über einer männlichen Hand einen Kreis und ich denke mir, es solle eine weibliche Hand sein, so schwingt es nach drei Sekunden eine Elipse oder umgekehrt; über jedem Metallstab und ebenso auch ohne Stab schwingt es in jeder Richtung der Windrose, die ich wünsche, und über einem ganzen Korb voll Eiern schwingt es weder im Kreis noch in der Elipse, wenn ich will, daß es stillstehen soll. Mit andern Worten, das Pendel schwingt nach meiner Vorstellung, ohne daß ich das geringste dazu tue. Mit dem Gegenstand selbst hat das Schwingen nichts zu tun. Man schrieb die Wirkung den sagenhaften Odstrahlen zu. Ginge aber von dem Gegenstand eine Kraft oder Strahlung aus, warum sollte diese Kraft nicht auch einmal stark genug sein, durch Anziehen das Pendel im Winkel oder gar im Quadrat zu führen? Der Grund der Bewegung liegt also in mir, letzten Endes in meinem Gedanken. Der Vorgang zeigt, daß der Gedanke eine unbewußte, vielleicht unendlich feine Bewegung in meinem Organismus auslöst,die sich durch Nerven und Muskel als Leiter auf das Instrument überträgt und dort in Erscheinung tritt. Die Erscheinung wirkt, sich beständig steigernd, weiter, solange mein Gedanke wenigstens virtuell dauert, und sie ändert sich erst oder nimmt ein Ende, wenn ich einen andern Gedanken fasse, der sich auf demselben Wege im Pendel auswirkt. Damit ist das Prinzip der ideomotorischen Kraft festgestellt, das man um die Mitte des 19. Jahrhunderts „entdeckte", nachdem bereits Athanasius Kircher und einige seiner Zeitgenossen es vor drei Jahrhunderten erkannt hatten.[7] Und das Prinzip der ideomotorischen Kraft besagt, daß der Gedanke unbewußt und ohne Absicht den Organismus in einer bestimmten Richtung beeinflussen kann.

Der äußere Vorgang bei der Wünschelrute ist im Gegensatz zum siderischen Pendel allgemein bekannt. Ein gegabelter Gegenstand, ganz gleich ob Baumzweig oder Metalldraht, in bestimmter, Spannung gebender Weise in den Händen gehalten, schlägt aus, wenn der Rutengänger

[7] Theophilus Albinus: Das entlarvete Idolum der Wünschel-Ruthe. Dresden 1704.

an eine Stelle kommt, die unterirdische Wasser-, auch wohl Metall- oder Kohlenadern enthält. Während jeder ohne weiteres die Versuche mit dem Pendel vornehmen kann, gehört zum Gebrauch der Wünschelrute eine besondere, in bestimmter Richtung sensitive Anlage. Hier liegt die Sache viel komplizierter, man könnte sagen subtiler, denn hier handelt es sich um ein zweifaches Problem. Einmal der Übergang von der kaum bewußten Vorstellung zum Ausschlag der Rute, sodann die Frage: Wie entsteht die Empfindung im Rutengänger, daß an einer bestimmten Stelle Wasser usw. ist. Zur Diskussion steht heute nur noch die zweite Frage, die erste ist geklärt, sodaß man die Gesamtfrage dahin beantworten kann: Es gibt Menschen, die auf Grund einer heute noch nicht sicher erklärbaren hyperästhetischen Disposition auf Wasseradern reagieren und diese Empfindung auf ideomotorischem Wege der in der Spannung befindlichen Rute übermitteln und sie so zum Ausschlagen bringen. Auf die Rute als solche kommt es also hier ebenso wenig an wie bei dem Pendel, und eine andere als rein vermittelnde Rolle schreibt heute kein ernst zu nehmender Erklärer mehr der Rute zu; sind doch Fälle nachgewiesen, in denen ganz besonders disponierte Menschen auch ohne Rute reagierten, und die Richtigkeit der Empfindung wurde nachträglich von Rutengängern bestätigt. Während es nur selten wirkliche und starke Rutengänger gibt, können wohl die meisten Menschen folgenden sehr bezeichnenden Versuch machen. Wenn man mit einer Rute auf irgend ein Wasser zugeht, dann spürt man bald einen Zug in der Rute, der um so stärker wird, je mehr man sich dem Wasser nähert, und der oft bis zum Ausschlagen der Rute führt. Die Rute schlägt also aus, nicht weil ich Rutengänger bin, sondern weil ich weiß, daß Wasser da ist. Den Rutengänger mit oder ohne Rute macht gerade der andere Teil des Gesamtproblems aus. Für unsern Zweck aber kommt es allein auf den durch den Versuch nachgewiesenen Teil an. Genau wie beim siderischen Pendel setzt eine Vorstellung oder eine leise Empfindung sich in unbewußte Muskelbewegung um, durch welche die in Spannung befindliche und darum sehr leicht reagierende Rute zum Ausschlagen gebracht wird. Der ganze und einzige Zauber dieser und ähnlicher Erscheinungen, für die es auch im täglichen Leben unzählige Beispiele gibt, ist das Gesetz der ideomotorischen Kraft.

Wenn wir von dieser Grundlage aus die hypnotisch oder suggestiv bedingten somatischen Hauterscheinungen und organischen Veränderungen betrachten, kann kaum ein Zweifel daran bleiben, daß es sich um psychogene Erscheinungen handelt und daß ihre Erklärung auf derselben Linie liegt, wobei wir immer wieder im Auge behalten müssen,

daß es sich nicht um einen beliebigen normalen Menschen, sondern um ganz besonders disponierte, häufig hysterische Personen handelt. Woher die ganz unbegründete und auffallende Wirkung eines kleinen Nadelstiches bei Eva C.? Der heftige Zornesausbruch zeigt uns, welche Bedeutung sie dem Vorfall beilegt, wie sie vorübergehend wie bei einem unartigen Kinde ihr ganzes Denken auf diese lächerliche Kleinigkeit konzentriert und sich so autosuggestiv beeinflußt. Dadurch findet automatisch eine vermehrte Blutzufuhr nach der betreffenden Stelle statt und die Erscheinung ist fertig. Warum ist es vor allem bei empfindsamen Kranken so wichtig, daß man ihnen Freude macht, ihnen Mut und Vertrauen einflößt, was nicht selten tatsächlich die Genesung fördert? Man sagt, die Einbildung hilft; aber die Einbildung an sich kann so wenig helfen wie der Wunsch der Verwandten, wenn sie nicht auf irgend eine Weise organisch einwirkt. Warum bringt die Briefmarke die Wirkung eines Zugpflasters hervor? Man hat das psychische Interesse des Kranken gewissermaßen in einem Punkte gesammelt und die dazu kommende Autosuggestion bringt bei entsprechender Disposition fast zwangsläufig die Wirkung hervor. Auf dieselbe Weise sind Blutungen entstanden oder gestillt worden. Es gibt Fälle, in denen an der blutstillenden Wirkung des sog. Besprechens nicht gezweifelt werden kann. Ist hier Zauberei im Spiele? Zauberei gibt es nicht. Hat das Wort heilende Kraft? Nur in Verbindung mit Hypnose oder Suggestion. Das „Besprechen" ist nichts anderes als Suggestion, nichts anderes als Weckung und Konzentrierung ideomotorischer Kraft, die vom Zentrum der Vorstellungen aus auf die Blutgefäße wirkt. Der heilige Franz von Sales, der scharfe Beobachter, nennt den angeführten Fall eine „plaisante histoire" und betont scherzend immer wieder die „Einbildung". Er konnte damals die inneren Zusammenhänge eines so seltenen und anormalen Vorganges nicht erkennen. Wir aber müssen uns fragen: Wie kann die Einbildung auf die Milchdrüsen der Brust, wie kann sie auf organische körperliche Vorgänge umgestaltend einwirken? Er erkannte das Erklärungsprinzip, die Einbildung, die Vorstellung, er sah die Erscheinung. Kann die Vorstellung als solche unmittelbar wirken? Es fehlte das notwendige verbindende Zwischenglied, es fehlte die Gesetzmäßigkeit des Wirkens bei bestimmter Disposition, deren Entdeckung einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Wenden wir uns nun der Stigmatisation zu, so beweist das experimentelle Tatsachenmaterial, daß wir sie, rein physiologisch betrachtet, der Kette dieser Phänomene angliedern können und daß eine psychophysische Erklärung durchaus im Bereich des Möglichen, ja des Wahr-

scheinlichen liegt. Es ist zuzugeben, daß sie zu den auffallendsten, wenn auch nicht seltensten Erscheinungen auf diesem Gebiet gehört, doch unterscheidet sie sich von den einfachern Erscheinungen nicht durch Unterschiede der Art, die ein neues Erklärungsprinzip notwendig machen würden; und wenn wir sie mit dem Hervorrufen oder Stillen des Blutes oder gar mit der hysterischen Schwangerschaft in Verbindung mit organischen Veränderungen vergleichen, werden wir physiologisch kaum noch einen graduellen Unterschied feststellen können. Wenn rein psychologische Vorgänge imstande sind, die Blutzirkulation zu beeinflussen, wenn sie eine vermehrte Blutzufuhr nach einem Punkte veranlassen und in Geweben und Gefäßen die geringste Veränderung bewirken können, dann sind alle Erscheinungen derselben Art grundsätzlich geklärt. Bei der Stigmatisation ist die psychogene Erklärung nicht schwerer als bei vielen andern ähnlichen Erscheinungen, sondern leichter. Es ist bekannt, daß die religiösen Gemütsbewegungen zu den stärksten und nachhaltigsten gehören, die wir kennen, und daß religiöse Impulse zu körperlichen und seelischen Leistungen befähigen können, vor denen jeder andere Impuls versagt. Darin scheint auch der Grund für die bemerkenswerte Tatsache zu liegen, daß die Stigmatisation im Vergleich mit ihrem auffallenden Charakter verhältnismäßig recht häufig ist. Man denke sich einen Menschen, dessen psycho-physische Bedingtheit die Grundlage für übernormale Erscheinungen bietet, bei dem vielleicht schwere Hysterie vorliegt — das sei gewiß nicht verächtlich gesagt — unter dem Eindruck dieser stärksten Gemütsbewegungen und Impulse, die sich dazu noch auf einen einzigen Gegenstand — die Wundmale des Herrn — jahrelang konzentrieren, und die Komponenten zu außerordentlichen Vorgängen scheinen gegeben, die Grundlage für eine psychische vis creatrix geschaffen. Wir stehen dann unter Umständen vor dem Beweis außergewöhnlicher Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit, aber vor dem Beweis eines Wunders stehen wir deshalb noch nicht. Gewiß kann Gott auch ohne die psycho-physischen Bedingungen auf diese Weise wunderbar begnaden. Der einzig berechtigte Standpunkt in einer solchen Frage ist aber der des non liquet, und daß die Kirche diesen Standpunkt einnimmt, ist ein Beweis dafür, wie sehr wir ihr auch in den schwierigsten Fragen vertrauen dürfen. Treten aber neben angebliche Stigmatisation andere Vorgänge, z. B. schlechthin kindische „Privatoffenbarungen", die das Heilige lächerlich machen und entwürdigen, so ist die Sache höchst eindeutig, und Wunder suchen gegen die Autorität des mahnenden Bischofs, ja gegen die Autorität der warnenden Kirche ist eine falsche Auffassung von kirchlicher Gesinnung.

DIE VEREHRUNG DES HL. ALOISIUS IN RHEINLAND-WESTFALEN (1726—1776).

Von Prorektor Andr. Schüller in Boppard.

Am 21. Dezember 1726 wurde der Jesuiten-Scholastiker Aloisius von Gonzaga heilig gesprochen; das Dekret aber hatte Papst Benedikt XIII. bereits am 26. April unterschrieben. Nun hatte der Orden seinen typischen Jugendpatron, besonders als Beschützer der Keuschheit. In diesem Fürsten-Jüngling hat der Orden das Ideal seiner Lebensauffassung und Lebensführung klar ausgeprägt.

Schon im Jahre 1726 fanden in der niederrheinischen Jesuiten-Ordensprovinz hier und da feierliche Dankgottesdienste statt,[1] so zu Paderborn, Büren, Jülich. Der Festbericht von Trier mag uns als Beispiel dienen:[2] Sakramentale Prozession durch die prächtig geschmückte Stadt, Pontifikalamt des Weihbischofs Johann Matthias von Eyß, Festpredigt am ersten Tag durch den Universitätsprofessor Dr. Heiß, Kanonikus von St. Simeon, am zweiten Tag durch den Maximiner Benediktiner P. Ignatius Manheim. So zog sich die Feier durch die ganze Oktav hin.

Die eigentliche Festfeier der Heiligsprechung beging die Provinz aber erst im Jahre 1727; wir feiern also in diesem Jahre das Gedächtnis der zweihundertsten Wiederkehr. Es war die Zeit, da sich im Rheinlande nach langen, schweren Kriegen das Bürgertum behaglicher fühlte und bei ihm ein bescheidener, bei den Feudalen aber ein glänzender Wohlstand sich anbahnte. Der Katholizismus stand gefestigt im Besitz. Der Jesuitenorden entfaltete ebenso ausgedehnt wie eindringlich seine vielseitige Wirksamkeit. Am klarsten wohl ist der religiöskirchliche Geist der Zeit, besonders in seiner zuversichtlich vordringenden und durchdringenden Tendenz, im Pomp des freudig bewegten Barock verkörpert. In den kleineren Jesuiten-Niederlassungen, wie Hadamar und St. Goar, umfaßte die Aloisiusfeier ein Triduum, in allen größeren aber eine ganze Oktav. Überall wurden reichlich Predigten gehalten. Bei den prunkvollen Festprozessionen wurden die Statuen von Aloisius und Stanislaus durch die Straßen getragen, in Trier durch die Novizen des Ordens. Was Falkenhagen meldete, „so etwas hat unser Ort noch nie gesehen," hätte man auf manche Jesuitenstadt anwenden können.

[1] Unsere Quelle bilden die Literae annuae der niederrheinischen Jesuitenprovinz, Kölner Stadtarchiv, J. H. 642—656. — In den gesperrt gedruckten Städten befanden sich Jesuitenniederlassungen.

[2] Gesta Trevirorum, Trier 1839, Bd. III., S. 242.

Zur Charakteristik der Feier seien zwei Fälle herausgegriffen: Zu Aachen war die ganze Stadt illuminiert. Überall schallten Jubelklänge und Musik. Alle Glocken läuteten, die Kanonen erdröhnten. Der Abt von Kornelimünster hielt das Pontifikalamt. An jedem Tag der Oktav fand große Festfeier mit Predigt statt, ferner wurde ein vierzigstündiges Gebet veranstaltet. Stets war die Kirche überfüllt. Das Gymnasium und die Katechesen hielten ihre besondere Feier. Die Kirche war fast in Laubgänge umgewandelt. Eine Fülle neuer roter Tapeten (Teppiche) bedeckte die Wände. Inschriften, Anagramme, Gedichte, Bilder der beiden neuen Heiligen und der übrigen Jesuitenkoryphäen waren überall angebracht. Kaum ein Stückchen Stein schimmerte an den Wänden durch. In unsäglicher Fülle der Pracht prangten besonders die Altäre der beiden Tageshelden. In Bonn hatte man seit hundert Jahren eine ähnliche Feier nicht erlebt. Zwei Studenten stellten die neuen Heiligen in lebenden Bildern dar. Die erste Festpredigt hielt ein Jesuit, die zweite der Pastor Adolf Hoyneck von Lessenich, der mit seiner Pfarrei gekommen war, um auf Fürbitte des hl. Aloisius Regen für die Weinberge zu erflehen. Und siehe! Sofort nach der ersten Predigt setzte Regen ein. Die dritte Predigt hielt der Pastor Bartholomäus Langers von St. Martin. Ähnlich vollzog sich in allen Jesuitenstädten die Feier.

Im Anschluß an das Kölner Fest sind uns zufällig zwei Lieder[3] erhalten, mit denen sich ein armer Schlucker einige Groschen verdienen wollte; sie waren „von einem blinden Junggesellen komponiert und in die Feder diktiert": „Du durchleuchtig zwar gebohren — Wirst noch aber mehr erhebt — Weil du keine Zeit verloren — Worin nicht hast Gott geliebt." So zieht es sich im Bänkelsängerton durch zwölf Strophen hin. Auch in den Volksmissionsbezirken wird hier und da unseres Heiligen gedacht, obschon er damals noch fast ausschließlich als Gymnasialpatron, wenig aber als allgemeiner Jugendpatron betrachtet wurde. Zuweilen leuchtet bei den Festfeiern schon die später so stark hervortretende Wundersucht hervor. So wurden z. B. im Jahre 1727 auf den Zügen der Nassauer Volksmission zwei Kranke durch den neuen Heiligen geheilt, zu Meppen ein Maurer aus Tirol. (Solchen begegnen wir während der Barockzeit im Rheinland oft.) Die Feier des Jahres 1727 bildete den Auftakt zu weitausgreifenden Aloisius-Unternehmungen der folgenden 45 Jahre.

Betrachten wir den neuen Heiligen zunächst in seiner Eigenschaft als Wundertäter. Gegen Ende der dreißiger Jahre tauchen in allen Jesuitenniederlassungen der niederrheinischen Ordensprovinz oft das Mehl und das Öl des hl. Aloisius auf. Beides wurde gegen alle möglichen Gebrechen angewandt: es wurde gegessen, aufgerieben; das Mehl wurde, wie z. B. im Jahre 1765 an einem Gymnasiasten zu Bonn, in die Wunde gestreut; auch wurde beides, wie z. B. zu Ravenstein im Jahre 1741, der Medizin beigemischt; ferner wurden aus Aloisius-Mehl-Öl Küchlein gebacken. Die Jesuiten verwalteten diese übernatürlichen Heilmittel.

[3] Kölner Stadtbibliothek, I. A. Nr. 38.

Besonders tat sich das Koblenzer Kolleg darin hervor. Hier lesen wir im Jahre 1759: „Das Mehl des hl. Aloysius wurde sehr oft von Hoch und Niedrig zum Vertreiben von Krankheiten begehrt; es brachte den gewünschten Erfolg." Und die Koblenzer Annalen des Jahres 1766 melden: „Das Mehl mit dem Öl des hl. Aloisius wird in vielen Krankheiten begehrt. Kaum wird einer in der Stadt von einer schweren Krankheit ergriffen, ohne daß er sofort des Wundertäters Mehl und Öl erbittet." Um aus der langen Reihe der Koblenzer Beispiele zwei herauszugreifen: I. J. 1748 aß ein Jüngling aus Güls Aloisius-Mehl, ebenso eine bereits halbtote Koblenzer Magd; beide wurden sofort gesund. Gegen alle Übel wandten Personen aller Stände diese Mystica an, sogar der Arzt des Münsterer Jesuitenkollegs machte damit im Jahre 1747 an sich selbst eine Kur.

Aloisius erlangte im 18. Jahrhundert als Wundertäter fast einen Ruf wie seine Ordensväter Ignatius und Xaverius. Mit dem Gebrauch des Mehles war zuweilen eine bestimmte fromme Übung verbunden, wie z. B. zu Neuß i. J. 1772 eine neuntägige Andacht oder 1758 zu Jülich die Beobachtung der 6 aloisianischen Sonntage. Besonders gerne wurden die Mittel bei „Fieberkranken" versucht, am häufigsten aber zur Erzielung einer glatten Geburt (z. B. in Büren 1755, Münstereifel 1761 Paderborn und Jülich 1768, Horstmar 1770). Aus Koblenz wird berichtet, daß, wenn das Aloisius-Mehl bei Schwergeburten Hilfe gebracht hatte, das Kind zuweilen zum Danke auf den Namen des Jugendpatrons getauft wurde (so geschah es auch schon im Jahre 1730 in Paderborn) oder daß es bei heranwachsenden Jahren eine Zeit lang in Jesuitengewandung umherlief, so z. B. 1753 und 1761 (das Kind eines Hofrates). Schon seit dem 17. Jahrhundert wurde im Rheinlande Ignatius von Loyola zur Vermittlung glücklicher Geburten angegangen. Überall in den Jesuitenstädten wurden seitdem Frauen in ihrer schweren Stunde „die Reliquien des hl. Ignatius", d. h. Bilder, die an dessen Sutane oder an dessen Handschrift im Kolleg zu Köln angerührt waren, aufgelegt. Jetzt kam hier und da eine Kombination zustande. Zu Ravenstein z. B. hing im Jahre 1754 ein Jesuit schwangeren Frauen die Reliquien des hl. Ignatius um den Hals und gab ihnen gleichzeitig ein Stückchen des Aloisiusbrotes zu essen.

Die Natur unserer Literae annuae bringt es mit sich, daß nur selten Namen in Verbindung mit den Aloisius-Mystica genannt werden. Im Jahre 1747 starb in der Jesuitenresidenz Essen P. Christoph Neander aus Wittlich, der in der Geschichte seiner Ordensprovinz eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Wie so viele seiner Mitbrüder pflegte auch er Schwerkranke auf die Wundermacht des Aloisiusmahles hinzuweisen. Im Jahre 1761 wurde zu Schwerin der Oberhofmarschall Baron von Lützau vom Schlage gerührt. Er lag bewußtlos da. Die Ärzte waren machtlos. Zunächst wurden nun die Protestanten entfernt. Dann salbte ein Jesuit den Kranken mit Aloisius-Öl. Und siehe da, der Patient ward sofort gesund! Nonnen einer Benediktinerinnenabtei bei Düsseldorf waren i. J. 1768 durch Aloisius-Mehl geheilt worden. So kam es, daß die Klosterinsassen „den Wundertäter unseres Jahrhunderts als Schutzheiligen und Patron" annehmen.

Die erste eingehendere Nachricht über das neue Wundermittel stammt aus dem

Jahr 1737. „Wie eine Medizin", so wird in dieser Zeit nämlich aus Meppen berichtet, „wirken jene berühmten Kuchen aus Mehl und Öl, das in Italien wunderbar vermehrt wurde. Die Sache ist schon bekannt und berühmt. Solche Kuchen wurden von einem der Unserigen (d. i. der Jesuiten), der von Rom zurückkehrte, ins Rheinland gebracht. Ein kleines Stückchen davon befreite hier sieben Personen von bösartigen Fiebern". Zu Köln riet im selben Jahre 1737 ein Jesuit einem gelähmten Mädchen, ein Krümchen Brot zu nehmen, das eingetunkt war in das durch Aloisius wunderbar vermehrte Öl. Zu Lübeck wurde i. J. 1738 ein gelähmter Jüngling durch „das vom hl. Aloisius wunderbar vermehrte Öl" geheilt. In Jülich ward im selben Jahre „das zu Ehren des hl. Aloisius gesegnete Brot" einem epileptischen Studenten zum Segen. Zu Solingen wirkte i. J. 1746 „das vom Engel vervielfältigte Aloisiusmehl" Wunder. Das Öl, das im Kolleg zu Münster aufbewahrt wurde, ward i. J. 1747 als durch die Fürsprache des hl. Aloisius wunderbar vermehrt bezeichnet, ebenso 1761 das Mehl zu Köln. Hier wird auffallenderweise noch im Jahre 1755 das Mehl das „neue" Mittel des Wundertäters Aloisius genannt. Zu Essen heißt es i. J. 1761: Das Mehl wurde vor wenigen Jahren bei uns eingeführt. Die Herkunft des Wunderöles wird in einer Notiz aus Münster (1754) direkt angegeben: Eine gebärende Frau nahm nämlich „Öl aus der Lampe am Grabe des hl. Aloisius"; „sofort drehte sich das Kind in ihrem Leibe", und die Geburt ging gut vonstatten.

Was für eine Bewandtnis hat es nun mit diesem Lampenöl vom Grabe des hl. Aloisius in Rom? Ghizoni, der alte Diener des Aloisius, hing im Jahre der Seligsprechung (1605) die erste Lampe über dem Grabe auf.[4] Später kamen noch weitere Lampen hinzu. Das Öl aus diesen Lampen galt als wunderwirkend und wurde in die ganze Welt versandt. Das Öl des hl. Aloisius steht nun in der Heilwunderökonomie durchaus nicht vereinzelt da. Öl aus den Lampen an Gnadenstätten galt im 18. Jahrhundert überhaupt als wunderwirkend. Ohne der Frage eigens nachgegangen zu sein, sind uns allein in der Trierer Diözese im 18. Jahrhundert drei wunderwirkende Öle begegnet, und zwar aus den Lampen am Grabe des hl. Matthias zu Trier, aus denen in den Muttergottes-Wallfahrtskirchen zu Windhausen bei Herschwiesen und zu Barweiler in der Eifel. Das Öl des hl. Aloisius reiht sich also in eine bestimmte Wander-Wundergattung ein. — Wie verhielt es sich nun aber mit dem Mehl des hl. Aloisius? Es scheint, daß das Mehl überhaupt keine selbständige Berechtigung besaß, sondern daß ihm nur als einem Füllstoff das Wunderöl beigemischt war. Mehl und Öl wurden dann auch zu heilwirkenden Küchlein verbacken. Die Heilwirkung beruhte aber immer nur auf dem Öl aus der Lampe am Grabe des Heiligen. Es bekundet also eine gewisse Sorglosigkeit in der Ausdrucksweise, wenn von Mehl oder von Küchlein die Rede ist, ohne das ingrediens significans (das Öl) zu erwähnen. — Noch i. J. 1772 (als zum letzten Male die Literae annuae geschrieben wurden), da im Rheinlande schon seit einem Jahrzehnt die

[4] M. Meschler, Das Leben des hl. Aloisius von Gonzaga, Freiburg 1899, S. 165, 253, 255.

beginnende Aufklärung stark an den Pfosten der Gesellschaft Jesu rüttelte, wurden Aloisius-Öl-Mehl noch unentwegt weiter angewandt.

Sodann überrascht uns folgende Notiz: In Ravenstein wurden im Jahre 1741 „Reliquien" des hl. Aloisius am Halse getragen. Zu Düsseldorf wurde i. J. 1745 ein rasendes Mädchen durch Berührung mit „Reliquien" des Heiligen gesund. Ähnlich noch in einigen anderen Fällen. Hier wird das Wort Reliquie wohl im weiteren Sinne gebraucht. Es handelt sich wahrscheinlich um Bilder, Medaillen und dergleichen, die an den Zahn oder die Schienbeinknochen des Heiligen zu Köln oder an eine andere seiner vielen wirklichen Reliquien angerührt worden waren. — Ferner wurde zu Meppen i. J. 1730 Wasser zu Ehren des hl. Aloisius gesegnet. Ebenso segneten im Jahre 1755 die Patres der Arnsberger Mission Aloisiuswasser, das vom Volke mit Vorliebe dem kranken Vieh eingeflößt wurde. Auch diese Spezialität des damaligen Aloisiuskultes steht nicht isoliert da. Im Jesuitenorden selbst wurden schon seit etwa 100 Jahren eifrig Ignatiuswasser und Xaveriuswasser zu allerhand Heilzwecken verbreitet. In der Benediktinerabtei Maria ad martyres zu Trier segnete man damals Quirinuswasser, aber auch das Benediktuswasser war in Gebrauch. Zu St. Thomas an der Kyll wurde Thomaswasser geweiht.[5] Solcher frommer Heilwässer wird es noch mehrere gegeben haben. Auch das Aloisiuswasser reiht sich also in die Gattung eines bestimmten Heilwandertyps ein. — Die Aufklärung fegte manche religiöse Volksgebräuche hinweg. Späterhin waren Aloisiusöl und Aloisiuswasser im Rheinlande völlig unbekannt. Schon früh wurden Reliquien vom Körper des Heiligen in alle Welt verstreut. Die praktische Bedeutung der Reliquien war im religiösen Leben noch ungleich größer als heute. Abgesehen von dem Zahn und der Schienbeinpartikel zu Köln (1636) fanden sich Aloisius-Reliquien zu Horstmar (1732), zu Schwerin (1747 — sie waren in eine silberne Pektoralstatue eingelassen und pflegten zum Kusse dargeboten zu werden), zu Aachen (1748 — bestehend in Haaren des Heiligen), zu Koblenz (1752 — nach der Schlußfeier am Aloisiustage wurden sie zum Kusse rundgereicht), in der Eifelmission (1765 — sie stellten ein Geschenk der Gräfin von Zeil, der Priorin des Karmeliterinnenklosters zu Münstereifel, dar, waren in Goldweberei eingehüllt und in einem Kristallglase verschlossen). Es ist möglich, daß diese Zufallsnotizen aus den Literae annuae nur einen Teil des Aloisius-Reliquienschatzes der niederrheinischen Jesuitenprovinz darstellen.

[5] Alle diese Beispiele sind den Akten des Trierer Generalvikariats entnommen.

Nach der Heiligsprechung des Scholastikers Aloisius von Gonzaga tauchten nun infolge der von den Jesuiten geleiteten Verehrung — wie wir bei der Behandlung des Öles schon ahnen konnten — in allen Seelsorgsbezirken des Ordens zahlreiche durch den neuen Fürsprecher vermittelte Wunder auf, hier und da als Gabe für die fromme Verrichtung der aloisianischen Sonntage. Auch Protestanten werden zuweilen, wie z. B. 1760 in Münster, des Segens teilhaftig. Eine besonders wichtige Rolle spielten die Vermittelung glücklicher Geburten und die Befreiung von Viehseuchen.

So wurde z. B. im Jahre 1749 zu Büren von einem Weibe, das bereits zwei Totgeburten erfahren hatte, auf die Fürsprache des hl. Aloisius hin ein gesundes Kind zur Welt gebracht, so genas im Jahre 1761 zu Jülich eine bisher unfruchtbare Frau in der Oktav des Heiligen, nachdem sie dessen sechs Sonntage gehalten hatte, eines Knäbleins, dem sie zum Danke den Namen Aloisius beilegte. In der ganzen Gegend von Osnabrück herrschten im Jahre 1745 schlimme Viehseuchen. In den Jesuiten-Katechismusdörfern des Umkreises wurden nun mit bestem Erfolge Aloisius-Andachten eingerichtet. Vor einem Ort stellte man das Bild des Heiligen in die Nische eines alten Baumes und betete davor. Gerade an diesem Striche vor dem Dorfe machte die Seuche halt. Das Dorf Weyberg bei Büren wurde im Jahre 1750 durch die Abhaltung der aloisianischen Sonntage von Viehseuchen befreit; in den Stallungen des Kölner Kurfürsten zu Arnsberg halfen im Jahre 1755 Xaverius-Wasser in Vereinigung mit Aloisius-Andacht. Der Beispiele ließen sich noch manche anführen.

Aloisius, aus dessen Leben kein einziges Wunder berichtet wird, war durch die Propaganda seines Ordens nach seiner Heiligsprechung zum allgemeinen Wundertäter geworden. Vielfach knüpfte er aber, wie wir gesehen haben, seine Hilfe an das Symbol des Öles an. Alle Kirchen der Ordensprovinz erhielten seit der Heiligsprechung ihre Aloisiusstatue, die vielfach vergoldet war.

Der Bonner Statue wurde schon 1728 ein silbernes Herz, der Koblenzer 1761 ein silberner Stern, der Trierer ein goldenes, edelsteingeschmücktes Herz an einer Silberkette umgehängt. Viele Statuen waren mit anderen Weihegeschenken, meist in Münzen und Medaillen bestehend, geziert. An der Statue zu Coesfeld befestigten (1769) die Gymnasiasten eine silberne Tafel (wohl mit einem Weihegedicht). Vielfach brannten Votivkerzen davor. Bei Prozessionen wurden die Statuen auf Bahren rundgetragen. Ebenso gerne wird Aloisius in den vom Barock so beliebten Gemälden dargestellt. Besonders häufen sich Statuen und Gemälde nach den vierziger Jahren, nachdem die Aloisiusverehrung intensiv in die Volksjugend hineingetragen wurde. Die Koblenzer Jesuitenkirche erhielt im Jahre 1748 einen Aloisiusaltar mit dem Gemälde seines Patrons. Kirchen außerhalb des Ordens ahmten das Beispiel nach; so wurde in der Kastorkirche zu Koblenz im Jahre 1749 ein Aloisiusaltar aufgestellt. Wo in kleineren Niederlassungen keine eigene Aloisiuskapelle oder kein Aloisiusaltar vorhanden war, wurde bei Festlichkeiten zu Ehren des Heiligen wenigstens seine Statue unter reicher Dekoration auf dem Hauptaltar aufgebaut. Besonders hervorgehoben wird (1742) die kostbare silberne Statue des Heiligen zu Hildesheim, die von Borden und Fransen und einem Strahlenkreuz aus echtem Golde umrahmt war. Coesfeld erhielt im Jahre 1748 eine kunstvoll geschnitzte versilberte Aloisiusstatue. Ein Prunkstück der Düssel-

dorfer Kollegkirche war seit 1752 die Aloisiuskapelle. Die Altarstatue des Heiligen war vergoldet und von vergoldeten Engeln umgeben. Die Deckenwölbung war mit vergoldeten Ornamenten geschmückt. So war der Name „die goldene Kapelle" wirklich berechtigt. Im Jahre 1754 erhielt die Residenz Essen für 300 Rthr. ihren Aloisiusaltar, Düren eine silberne Statue, Hildesheim eine geschnitzte Statue, die Aloisiuskapelle zu Coesfeld ein kostbares Gemälde, Neuß (1761) eine silberne Statue u. dgl. Noch kurz vor der Aufhebung des Ordens schaffte die Jesuitenkirche zu Recklinghausen ein wertvolles Aloisiusgemälde an, das dem zu Essen ähnlich war. Jedenfalls ist Aloisius im 18. Jahrhundert eine der beliebtesten Heiligenfiguren der seinem Wesen so wenig entsprechenden Barockkunst geworden.

Ebenso zufällig und lückenhaft sind die Nachrichten über die bei uns entstandene Aloisius-Literatur.

Im Jahre 1737 verfaßte zu Meppen ein Jesuit ein Aloisius-Büchlein. Zu Ravenstein verteilten die Jesuiten (1741) Büchlein in „belgischer" Sprache, zu Köln (1742) ein von einem dortigen Jesuiten verfaßtes Büchlein. Zu Münster verschenkten sie (1751) über 1200 Stück, besonders an das Landvolk, ebenso Aloisiusbilder; ähnlich zu Bremen (1752), zu Büren (wo die Theologiestudenten der Ordensprovinz die Dorfkatechesen besorgten, 1754), zu Werne (1756), Coesfeld (1766), Osnabrück (1767). Die Warendorfer Mission ließ im Jahre 1766 Aloisius-Wunderberichte drucken und in vielen Exemplaren verteilen. Der zu Köln im Jahre 1752 verstorbene Eifelmissionar P. Johann Dursfeld pflegte kleine Aloisius-Schriftchen zum Verteilen an die Jugend seines Bezirkes drucken zu lassen. Ferner war der im Jahre 1753 zu Düren verstorbene P. Bernhard Klin der Verfasser einer Aloisiusschrift. Zweifellos ließe sich die Liste noch bedeutend vermehren.

In sehr vielen Nekrologen (Eulogien) verstorbener Jesuiten (besonders jüngerer) der niederrheinischen Ordensprovinz wird ihre zarte Liebe und Andacht zu Aloisius und ihr Nachahmungseifer betont; öfter wird hervorgehoben, daß noch der Sterbende das Bild des Heiligen sich zum Kusse reichen ließ. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im Jahre 1761 starb zu Neuß im Alter von 22 Jahren Magister Gervin Bernheim; der Nekrolog berichtet, daß er ein außerordentlicher Verehrer des heiligen Aloisius war und viele Bilder desselben zu verteilen pflegte.

Der Eifer der Jesuiten für ihren Jugendheiligen ging natürlich auf ihre Schüler über. So starb im Jahre 1760 zu Paderborn ein Knabe der obersten Grammatikklasse; er trug das Bild des Heiligen auf der Brust und wünschte, mit ihm begraben zu werden. In Koblenz hat sich ein Konvolut lateinischer und deutscher Schülerarbeiten des Jesuitengymnasiums erhalten.[6] Als Motto oder als Schlußformel oder am Rande sind oft fromme Sprüche allerhand Inhaltes angebracht. Zuweilen ist es eine Invokation an Aloisius, z. B. „S. Aloisius sit patronus meus et ora pro me in studiis meis".

Gewöhnlich zweimal jährlich ging ein „Drama" über die spielfrohe

[6] Koblenzer Staatsarchiv, Jesuiten, 117/591.

rheinische Jesuitenbühne. Verhältnismäßig selten aber figurierte darauf Aloisius. Das Theater lag seinem Wesen ferne.

Kurz sei, wenn auch Vollständigkeit nicht erzielt werden kann, sein Auftreten skizziert. Zunächst kommt das Jahr der Heiligsprechung in Betracht (1727). Auf der alten berühmten Kölner Jesuitenbühne wurde ein Drama aufgeführt, das den Titel trug: Aloisius und Stanislaus. Es war dies das letzte Stück, das über diese Bretter ging. Dieses überaus kunstvolle rheinische Jesuiten-Theater, das mit einem erstaunlichen mechanischen Apparate, mit reichen Gemälden und Ornamenten ausgestattet war, wurde nämlich bald darauf ein Raub der Flammen. Ferner wurde zu Coesfeld in den Herbstspielen (1727) Aloisius verherrlicht. Die ganze Bevölkerung nahm teil. Seit Menschengedenken hatte man solchen Bühnenglanz nicht mehr erlebt. Ebenso gingen (1727) zu Düsseldorf Aloisius und Stanislaus über die Bretter. Aus Jülich wird (1727) berichtet: Um 1 Uhr erfreuten unsere Grammatiker das schaulustige Volk mit einem Drama über den neuen Heiligen, bei dem eine auserlesene Musik mitwirkte. Die Musik, früher vom Orden gemieden, spielte jetzt in lateinischer Färbung, angeregt und gefördert besonders durch die rheinischen Fürstenhöfe, im Kirchen- und im Schulleben überhaupt eine breitere Rolle. Zu Hildesheim führte (1727) das Orchester des Kollegs an allen acht Tagen neue, eigens für diese Festlichkeit komponierte Musikstücke auf. Bei der Feier zu Arnsberg (1727) konzertierten die Kanoniker von Weddinghausen. In den Jahren nach 1727 wurde Aloisius nur hier und da auf dem Theater verherrlicht. Vor dem Trierer Kurfürsten Franz Georg von Schönborn und seinem hohen Adel gaben die Koblenzer Schüler im Jahre 1731 ein Spiel, das den Titel trug: Aloisius als Schüler der sieben freien Künste. Zu Münster erfreute im Jahre 1733 ein Melodrama das Publikum. Es verherrlichte heroische Tugendakte aus dem Leben des heiligen Jünglings. Eigens für dieses Spiel komponierte Gesänge wurden von süßer Instrumentalmusik begleitet. Im Jahre 1739 trat Meppen mit einem Aloisiusdrama hervor. Die kleine, eben entstandene Jesuitenschule[7] zu Ravenstein, „Aloisiusgymnasium" benannt, stellte, obschon sie nur 27 Schüler zählte, im Jahre 1754 Aloisius dar als Besieger der Welt, des Fleisches und des Teufels. Die Rollen wurden so geschickt gespielt, daß die Zuschauer aus dem Staunen nicht herauskamen. — Neben vielen „Dramen" wurden vereinzelt am Aloisiustage auch kleinere theatralische Szenen veranstaltet. So deklamierte zu Koblenz im Jahre 1732 ein Jüngling in der Kirche ein eucharistisch-aloisianisches Gedicht. Zu Schwerin traten 1745 vor dem Altare sieben als Engel gekleidete Jünglinge und vier Jungfrauen auf. In Ravenstein führten im Jahre 1758 nach der panegyrischen Rede des Magisters drei Rhetoriker vor dem Hauptaltare ein Spiel auf. Zu Arnsberg traten im selben Jahre sechs Sängerinnen abwechselnd mit Männern zu Ehren des Heiligen auf, u. dgl. — Auch eine Art Theater bildeten die charakteristischen Gruppenbilder, meist Ereignisse aus dem Leben des Heiligen darstellend, die in fast allen Jesuitenstädten während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei den „figurierten" Katechismus-Prozessionen, besonders am Aloisiusfeste, aufgeführt zu werden pflegten.

Der Aloisiustag wurde schon im Jahre 1737 zu Münster wie ein Feiertag begangen; im Jahre 1745 beschlossen zu Meppen viele Bürger, ihn als Fest zu feiern, ähnlich (1766) die Dörfer in der Umgebung von Paderborn. Jedenfalls aber war das Aloisiusfest am 21. Juni in

[7] Den damals modernen Forderungen nachgebend, wurde in dieser Anstalt auch gelehrt: „Geschichte, Chronologie, Arithmetik, Geographie und Astronomie."